

# Mitropa 2011

Jahresheft des  
Geisteswissenschaftlichen Zentrums  
Geschichte und Kultur  
Ostmitteleuropas (GWZO)



**GWZO**

Geisteswissenschaftliches Zentrum  
Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas  
an der Universität Leipzig



Das Geisteswissenschaftliche Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) an der Universität Leipzig versteht seinen Forschungsgegenstand »Ostmitteleuropa« nicht als einen fest umrissenen geographischen oder politischen Raum, sondern als ein historisches Regionalkonzept: Wo Ostmitteleuropa beginnt und endet, ist eine Frage der Betrachtungsweise, der Epoche und Perspektiven. Die Beweglichkeit des Konzepts ist seine Stärke.

Beweglichkeit zeichnet auch die am GWZO betriebene Forschung aus, deren Projektstruktur es erzwingt, konstant Neues zu entwickeln, vertraute Paradigmen zurückzulassen. Und mobil sind schließlich die Mitarbeiter des Hauses, die zwischen Leipzig und den ostmitteleuropäischen Archiven, Grabungsstätten und Museen pendeln, teils von dort stammen oder als Gastwissenschaftler in »Specks Hof« arbeiten.

Mitropa, das Akronym der »Mitteleuropäischen Schlaf- und Speisewagen Aktiengesellschaft« signalisiert Bewegung und Vernetzung; es steht für historischen Wandel wie Kontinuität.

1916 in einer historischen Situation gegründet, in der auch Friedrich Naumanns geopolitische Vision von »Mitteleuropa« entstand, war die Mitropa seinerzeit ein imperiales Unternehmen. Später fuhr es für die Nationalsozialisten – und beförderte die Widerstandskämpfer der »Mitropa-Gruppe«. Es bediente SED-Funktionäre, polnische Dissidenten, tschechische Underground-Künstler und manchen Pionier des Nachwende-Kapitalismus: eine vielschichtige, ambivalente Geschichte.

Der Name »Mitropa« steht also für die Dynamik des Forschungsspektrums, dem sich das GWZO seit 1996 widmet: Geschichte und Kultur der Landstriche zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und Adria vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart, der immer wieder neu zu erkundenden, neu zu unseren Europa-Imaginationen beitragenden Geschichtsregion »Ostmitteleuropa«.

## 2 Editorial

### Mit **eigenen Augen**

## 4 Postsozialistische Stadtimpressionen

Urbaner Wandel seit 1989

ARNOLD BARTETZKY

## Leseproben

## 8 *Migratio gentium* in der mittleren Donauregion

Die Festung Keszthely-Fenekpuszta am Balaton

ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA

## 13 Im Zeichen der Goldwaage

Das Europa der Jagiellonen

JIŘÍ FAJT · MARKUS HÖRSCH · SUSANNE JAEGER

## 18 »Ungeheuer der Apokalypse«

Kommunistischer Panslawismus als Feindbild im Griechenland und Italien der 1940er Jahre

ADAMANTIOS SKORDOS

## 23 Ferenc Puskás

Inszenierungen eines nationalen Mythos

ROBERT BORN · GÁBOR KÁRMÁN

## 28 Konzentrische Kreise oder Haleckische Geschichtsregionen?

Kommentar zu Claus Leggewies

*Schlachtfeld Europa*

STEFAN TROEBST

## 34 Wenn der Narr sich zum Idioten macht

Von einem der auszog, ein kleines Glück zu suchen

CHRISTINE GÖLZ

## Journal

## 40 Aufstand der Todgeweihten

MATHIAS MESENHÖLLER

## Fundstücke

## 48 Ein Brief als Bühne

DIETLIND HÜCHTKER

## 50 Mit Pelz und Schnäuzer

ALFRUN KLIEMS

## 52 Ševčenko upgraded

JENNY ALWART

## 55 Vom Streit um das Neustädter Wehr

MARTINA MAŘÍKOVÁ

## Forschung 2010

## 57 Ziele

## 58 Ansätze

## 60 Perspektiven

## 61 Oskar-Halecki-Vorlesung

## 62 Projekte

## 64 Veranstaltungen

## 66 Publikationen

## 68 Abbildungsnachweise

Impressum

# Editorial

Die erste Ausgabe unseres Jahresheftes *Mitropa*, erschienen 2010 sowie konzipiert und betreut von der GWZO-Fachkoordinatorin für Literaturwissenschaft Alfrun Kliems, ist auf ein überaus positives, stellenweise gar euphorisches Echo gestoßen – und dies sowohl bezüglich Inhalt als auch Form. Umso motivierter haben sich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hauses am Zustandekommen des vorliegenden zweiten Heftes beteiligt. Dessen Erscheinen fällt zusammen mit dem Beginn einer ganzen Reihe neuer Forschungsprojekte des Zentrums, die an vorige anknüpfen beziehungsweise diese ablösen: Die Projektgruppe »Spielplätze der Verweigerung. Topographien und Inszenierungsweisen von Gegenöffentlichkeit in Ostmitteleuropa«, welche unter anderem die ostmitteleuropäische »Underground«-Kunst untersucht, identifiziert als Leitbegriffe ihres Untersuchungsgegenstandes »Pathos, Rotzigkeit, Subversion und Infantilität«. Wie der Bezug auf das schon fast vergessen geglaubte »Slawentum« bis heute transnational mobilisierend, integrierend, aber auch polarisierend wirken kann, analysiert die Forschergruppe »Post-Panslawismus: Slawizität, Slawische Idee und Antislawismus im 20. und 21. Jahrhundert«. Das

Forschungsvorhaben »Mittelalterliche Grenzregionen im Vergleich: Die mittelalterliche Region Halyč-Volyn', ein Fürstentum der Kiever Rus'« beleuchtet eine »unterforschte« Staatsbildung auf den komparativen Folien von Egerland und brandenburgischer Neumark. »Usus aquarum: Mühlenbau, Wasser und Verkehr in der hochmittelalterlichen Kolonisation Ostmitteleuropas« ist das Thema eines Projektes zum wohl wichtigsten Faktor für die Standortwahl menschlicher Siedlungen (nicht nur) im östlichen Zentraleuropa – mit Schwerpunkten auf Mühlenbetrieb, Fischerei, Schifffahrt und Flößerei. Und »Repräsentation und Nachleben spätmittelalterlicher Herrscher Mitteleuropas: Kunst – Liturgie – Geschichte ca. 1250–1550« werden von einem Team von Kunsthistorikern, Mediävisten und Liturgiewissenschaftlern erforscht.

Einen Motivierungsschub besonderer Art hat das Zentrum 2011 durch das Ergebnis einer internen Begutachtung durch seinen Beirat erfahren. Dieser urteilte: »Das GWZO hat einen klaren Auftrag, den es vorbildlich erfüllt, ein überzeugendes Forschungsprofil, das im In- und Ausland zum Markenzeichen der Einrichtung geworden ist, und eine ganze Reihe hochinteressanter Projekte, die mit Engagement und



Sachkompetenz bearbeitet werden.« Und weiter: »Es gibt keine vergleichbare deutsche, ja europäische Einrichtung, die als interdisziplinäres Zentrum in länderübergreifenden Projektstudien Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart erforscht, dabei in einem vergleichbaren Ausmaße wie das GWZO die nationale und internationale Kooperation pflegt und universitäre und außeruniversitäre Forschung zu verbinden sucht.« Mit derartiger Rückenstärkung sieht das GWZO einer bereits laufenden Strukturuntersuchung der außeruniversitären historischen Osteuropaforschung in Deutschland durch den Wissenschaftsrat (WR) sowie einer bevorstehenden Evaluierung durch den derzeitigen Hauptförderer, das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), mit Zuversicht sowie in der Hoffnung entgegen, dass diese Evaluierungswelle die zentralen Forschungsaufgaben kritisch-inspirierend befördert, nicht etwa bürokratisch behindert. Denn eine klare Standortbestimmung ist erfahrungsgemäß Voraussetzung für den Blick in eine ebenso lichte wie innovative Zukunft – die nicht zuletzt durch verlässliche wie nachhaltige finanzielle Förderung zu sichern ist.

Neben der Erforschung von Geschichte und Kultur als historische Realien Ostmitteleuropas nimmt im Rahmen der GWZO-Forschung der Stellenwert der Vergangenheit der Geschichtsregion zwischen

Ostsee, Adria und Schwarzem Meer auch und gerade in Geschichtspolitik und Erinnerungskultur der Gegenwart weiter zu. Dies geht nicht nur auf das weiterhin hohe fachwissenschaftliche Interesse an diesen neuen Forschungsbereichen für Historiker und Kulturwissenschaftler zurück, sondern auch und gerade auf das, was als Historisierung, Memorialisierung und Monumentalisierung nationaler und europäischer Politik(en) bezeichnet werden kann. So hat im Juni 2011 das oberste Gremium der Europäischen Union, der Europäische Rat, in Anlehnung an Beschlüsse des Europäischen Parlaments und der EU-Kommission von 2009 und 2010 »Schlussfolgerungen zum Gedenken an die Verbrechen totalitärer Regime in Europa« verabschiedet, in denen zur Gründung einer »Plattform der Europäischen Erinnerung und des Gewissens bezüglich der totalitären Geschichte« des Kontinents aufgerufen wird, die mittels »Netzwerkbildung und Kooperation nationaler Forschungseinrichtungen« geschaffen werden soll. Das GWZO wird sich hier ebenso fachlich-beratend einbringen wie es auf bilateral-geschichtskultureller Ebene tätig ist – etwa im Rahmen der großen Ausstellungen »Tür an Tür: Polen – Deutschland. 1000 Jahre Kunst und Geschichte« und »Russen – Deutsche. 1000 Jahre Verbindung«. Im nationalen Rahmen ist das GWZO in den drei Bundesstiftungen »Erinnerung, Verantwortung, Zukunft«, »Aufarbeitung der SED-Diktatur« sowie »Flucht, Vertreibung, Versöhnung« aktiv vertreten. Hinzu kommt die regionale, das heißt mitteldeutsche beziehungsweise sächsische Ebene in Gestalt der Sächsischen Akademie der Wissenschaften sowie neuerdings des »Forum Mitteleuropa«, das der Sächsische Landtag 2011 initiiert hat und das die vier Visegrád-Staaten, also Ungarn, die Slowakei, die Tschechische Republik und Polen sowie Österreich und Sachsen umfasst. Noch nie war das GWZO im öffentlichen Raum so wertvoll wie heute – was eine weitere Wertsteigerung natürlich nicht ausschließt.



STEFAN TROEBST  
Stellv. Direktor des GWZO  
Mitherausgeber »Mitropa«

# 4 Mit eigenen Augen

gibt in weitgehend unkommentierter Form ausgewählte Stücke des reichen visuellen Materials wieder, das im Laufe eines Jahres am GWZO zusammenkommt. Die Rubrik bietet Einblicke in die Untersuchungsregion, bevor aus den Beobachtungen analytische Texte werden.

## Postsozialistische Stadtimpressionen

Urbaner Wandel seit 1989

ARNOLD BARTETZKY

Mit dem Fall des Sozialismus endete das Staatsmonopol auf den Stadtraum. Die in Stein und Bronze verewigten kommunistischen Helden stürzten von ihren Sockeln. Wenn sie nicht als Geschichtsmüll entsorgt wurden, fanden sie Asyl in Denkmalparks, in denen sie als kuriose Touristenattraktion kommerzialisiert werden.

Noch während die einst omnipräsenten Banner mit glücksverheißenden Parteilösungen eingerollt wurden, setzte die Invasion der Werbung ein. Die verödeten Straßen verwandelten sich in Schauplätze eines unerbittlichen Kampfes um Konsumenten. Mit immer aggressiveren Werbeträgern und brutaleren Methoden erobern private Unternehmen seitdem die visuelle Hoheit über öffentliche Räume.

Als die kinoleinwandgroßen »Billboards« und selbst die alle Maßstäbe sprengenden »Mega-Billboards« dafür nicht mehr ausreichten, ging man in vielen Städten dazu über, ganze Hausfassaden mit Werbeplanen zu verdecken und damit den Bewohnern das Licht zu stehlen.



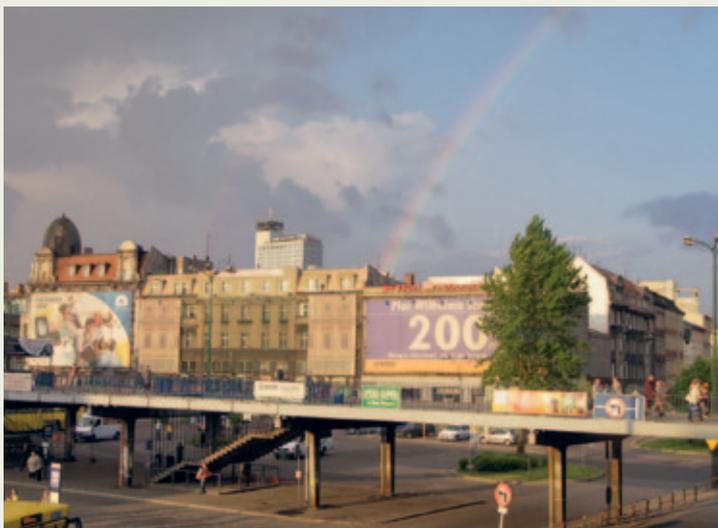
**Links** Postsozialistischer Balkonanarchismus: Wohnblock in Tiflis, 2008  
**Rechts** Konservierte Tristesse: Plattenbau in Warschau, 2007



**Oben** Reservat für sozialistische Denkmäler: Skulpturenpark bei Budapest, 2007

**Rechts** Unlautere Konkurrenz: Wolkenkratzer gegen Holzhütte in Tallinn, 2007





**Oben** Invasion der Werbung: Blick vom Kulturpalast in Warschau, 2007

**Links** Bahnhofsvorplatz in Kattowitz, 2008



**ARNOLD BARTETZKY** arbeitet als Kunsthistoriker und Architekturkritiker. Er beschäftigte sich im Rahmen mehrerer GWZO-Projekte mit verschiedenen Aspekten der Stadtentwicklung nach 1989. Die hier abgedruckten Aufnahmen entstanden im Laufe der letzten Jahre auf seinen Streifzügen durch postsozialistische Stadlandschaften.

Ähnlich ungestüm wie bei der visuellen Besetzung urbaner Räume geht es auch bei deren baulicher Transformation zu. Massenhaft, und nicht selten ohne Ansehen der Qualität, werden die in die Jahre gekommenen Bauten aus der Zeit des Sozialismus eingestampft. Sie machen Platz für Wohn- und Geschäftshäuser im Allerweltsstil, gelegentlich auch für symbolträchtige Nachschöpfungen zerstörter Baudenkmäler aus vorsozialistischer Zeit. In den aufstrebenden Metropolen schießen eigenschaftslose Hochhäuser aus Stahl und Glas aus dem Boden und bedrängen zuweilen ein unverwechselbares Architekturerbe, das alle Kriege und Regimewechsel überstanden hat. Gigantische Einkaufszentren, gegen die sich die einstigen Parteizentralen wie Gartenlauben ausnehmen, okkupieren die Ausfallstraßen und zunehmend auch die Stadtzentren, derweil die im Sozialismus unerfüllbare Massensehnsucht nach dem eigenen Heim raumverschlingende Einfamilienhaussiedlungen produziert. Durch den Bauwildwuchs auf der Grünen Wiese legten sich die einst kompakten Städte im östlichen Teil Europas wabernde Speckgürtel zu.

Der rasante bauliche Wandel geht mit zunehmender sozialer Segregation Hand in Hand. Wer es sich leisten kann, sucht vor dem sich ausbreitenden, vom lärmenden Verkehr umtosten urbanen Chaos und der gefühlten Unsicherheit des Stadtraums Zuflucht hinter dem eigenen Gartenzaun oder auch hinter schützenden Mauern einer rund um die Uhr bewachten geschlossenen Wohnsiedlung. Manchmal kohabitiert die exklusive Welt der *gated*

*communities* mit der Tristesse unsanierter Plattenbauten. Deren Bewohner schauen auf die klinisch sauberen Innenhöfe und in der Tiefgarage verschwindenden schicken Autos ihrer neureichen Nachbarn mit einer Mischung aus Neid und Bewunderung, ähnlich wie einst auf den ostentativen Luxus der Devisenläden und Hotels für Westbesucher.

Mit Recht klagen Stadtplaner, Architekten, Soziologen und immer häufiger auch Bewohner der postsozialistischen Städte über die zügellose Herrschaft des Privatinteresses und den Mangel an Gemeinnutz, über den Bankrott der Raumplanung und die Desaster der Baukultur, über wachsende soziale Gegensätze und schleichende Ausgrenzung der Schwachen. Die Wenigsten aber möchten die Wildnis der postsozialistischen gegen die Ödnis der sozialistischen Stadt eintauschen.

**Rechts** Urbanes Chaos:  
Zentrum von Bukarest, 2010



geben Arbeitsergebnisse der jüngeren Forschung am GWZO wieder. Die Beiträge gehen auf Aufsätze von Mitarbeitern oder Gastwissenschaftlern zurück, auf Vorträge, Monographien oder Publikumstexte und stellen in lockerer Folge die vertretenen Disziplinen, Epochen, Themen und Methoden vor.

ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA

## *Migratio gentium* in der mittleren Donauregion

### Die Festung Keszthely-Fenékpuszta am Balaton

Der Untergang des Römischen Reiches wurde in der Tradition der Humanisten und der Renaissance in der Forschung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts mit dramatischen Worten beschrieben: als Ende einer hoch entwickelten Zivilisation, als Verlust technischer Errungenschaften, staatlicher Organisation und eines vielfältigen kulturellen Erbes. Die Barbarenstämme, die im Zuge der Völkerwanderung, auch *migratio gentium* genannt, ins Reich geströmt seien, hätten geplündert, verwüstet, die inneren Strukturen des Römischen Reiches vernichtet, dessen Untergang herbeigeführt und die dunklen Jahrhunderte eingeleitet.<sup>1</sup> Entgegen dieser Sichtweise der klassisch-humanistischen Bildung entstand eine heimatkundlich geprägte, national beeinflusste Forschung, die »vaterländische Altertumskunde«, in der die natürliche Kraft und das kämpferische Geschick der Germanenvölker hervorgehoben wurde, die der Welt der dekadenten und zivilisationsmüden Römer ein berechtigtes Ende bereitet hätten.<sup>2</sup>

Die moderne Forschung betrachtet den Übergang zwischen Römerzeit und frühem Mittelalter differenzierter und versteht ihn als einen Transformationsprozess, der nicht linear verlief, in dem sich regionale, von der Herrschaftsform abhängige Spezifika entwickelten und kulturelle Einflüsse miteinander verbanden, wobei römischen Traditionen und deren Integrationskraft eine erhebliche Bedeutung zukam. In dieser Perspektive ging auch die Verwendung

von politisch-ideologisch belasteten Begriffen wie »Stamm«, »Volk« und »Zivilisation« zurück.<sup>3</sup>

In der Römerzeit war das Karpatenbecken entlang der Donau politisch und kulturell in zwei Regionen geteilt. Um Christi Geburt entstand die römische Provinz Pannonien mit der Donau als Grenze, die Gebiete jenseits des Flusses gehörten zum Barbarikum.<sup>4</sup> Während der Völkerwanderung wurde das Karpatenbecken zur Bühne für neue Ethnien

aus dem Norden und dem Osten, aber auch konkurrierende Ansprüche Ost- und Westroms beziehungsweise ihrer Nachfolger trafen hier aufeinander. Den territorialen Ausgangspunkt bildeten die pannonischen Teilprovinzen Valeria, Pannonia I und II sowie Savia.<sup>Abb. 1</sup> Im 4. Jahrhundert erlebt die Region noch eine letzte Blütezeit, mit dem Beginn des 5. Jahrhunderts kündigt sich dann die Aufgabe der Provinz an. Historisch ist bis heute umstritten, ob die Jahre 430, 433 oder 455/456 für den Abzug der Römer angenommen werden sollen.<sup>5</sup> Der Zeitraum umfasst jedoch bereits die so genannte hunnenzeitliche Periode.

**ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA** ist Archäologin am GWZO und war von 2006 bis 2009 in der Projektgruppe »Kontinuität und Migration in und um Keszthely-Fenékpuszta von der Spätantike bis zum 9. Jahrhundert« tätig. Die von ihr organisierte Ausstellung »Pannoniens spätantikes Erbe – 125 Jahre archäologische Forschung in Keszthely-Fenékpuszta« macht von 2009 bis 2012 Station in Ungarn, Deutschland, Slowenien und Rumänien.



**Abb. 1**  
Pannonien in der  
Spätantike (4. Jh.)

- ▲ Innenbefestigung
- Stadt
- Limeskastell
- Befestigte Stadt
- Sarmatenwall
- Rekonstruktion ausgewählter spät-römischer Straßenverläufe
- Römische Provinzgrenze
- - - Römische Reichsgrenze

Die Hunnen, die als Reiternomaden aus der östlichen Steppenregion kommend den Völkerstrom nach Westen auslösten, verlegten ihren Herrschaftsmittelpunkt in diesem Zeitraum.<sup>6</sup> Sie bedienten sich der militärischen Hilfe germanischer Einheiten, vor allem jener der Gepiden. Diese ostgermanische Gruppe ging schließlich siegreich aus den Machtkämpfen hervor, die nach Attilas Tod am Fluss Nedao 454/455 entschieden wurden. Unter Führung ihres Königs Ardarich gelang es den Gepiden, sich in den Gebieten östlich der Donau zu behaupten und sogar auf Reichsterritorium vorzudringen, indem sie 473 Sirmium (heute Sremska Mitrovica) eroberten und zu ihrer Hauptstadt erhoben.<sup>7</sup> In den pannonischen Provinzen wurden Ostgoten angesiedelt; nach deren Abzug in Richtung Balkan und später Italien drangen Sueben und Heruler in die Gebiete vor. Der Ostgotenkönig Theoderich bekundete jedoch auch während seiner Herrschaft in Italien Anspruch auf die ehemaligen Siedlungsgebiete in Transdanubien.<sup>8</sup>

Ab dem frühen 6. Jahrhundert tauchte die elbgermanische Gruppe der Langobarden an der mittleren Donau auf und weitete ihre Siedlungsgebiete auf den nordöstlichen Teil Pannoniens aus. Das Jahr 568 bildet aus historischer Sicht eine starke Zäsur in der Region, es wird als Ende der Völkerwanderungszeit, der Antike beziehungsweise als »Anbruch des Mittelalters« angesehen. Bereits 567 war es dem Langobardenkönig Alboin gelungen, die Herrschaft des Gepidenkönigs Kunimund zu stürzen. Sein Verbündeter, der Awarenhagan Baian, wurde im östlichen Karpatenbecken zugleich sein neuer Nachbar, da er das gepidische Siedlungsareal beanspruchte. Zu Ostern 568 zog Alboin mit seinem Gefolge nach Italien und überließ Pannonien den Awaren, welche die östlichen und westlichen Regionen des Karpatenbeckens erstmals unter einer Herrschaft vereinten. Dieses reiternomadisch geprägte, multiethnische Reich konnte sich schließlich bis zu den Eroberungszügen Karls des Großen Ende des 8. Jahrhunderts behaupten.<sup>9</sup>

Angesichts dieser wechsellvollen historischen Ereignisse sind die Anforderungen an die archäologische Forschung zum mittleren Donauroaum hoch, die Bewegungen von ethnischen Einheiten zu erforschen und die Ergebnisse mit den schriftlichen Überlieferungen in Einklang zu bringen. Im archäologischen Fundgut sind nur selten Spuren ereignisgeschichtlicher Vorgänge zu finden, auch tragen die Artefakte keinen ethnischen »Stempel«, der ihre Zuordnung zu einzelnen *gentes* ermöglichen würde. Aus der materiellen Hinterlassenschaft lassen sich allenfalls Rückschlüsse auf die Wirtschafts- und Umweltgeschichte im Sinne einer *histoire de la longue durée* ziehen.<sup>10</sup> Zudem scheinen allein Gräber und deren Inventare die Anwesenheit neuer gentiler Gruppen zu belegen; Siedlungsspuren aus der Völkerwanderungszeit fehlen indes weitgehend.

Die Frage nach der Weiternutzung römischer Siedlungsstrukturen bleibt dennoch berechtigt, auch wenn Nachweise nur vereinzelt erbracht werden können. Nicht zuletzt leidet die archäologische Erforschung des 5. Jahrhunderts auch unter dem Problem, dass diese Zeit eine Übergangsperiode war. Das heißt, die fachliche Spezialisierung der Bearbeiter auf entweder Römer- oder Völkerwanderungszeit bestimmt Blickwinkel und Erkenntnis.

Einer der wichtigsten Fundorte in Pannonien, wo sich die Transformation römischer Strukturen aufgrund der Quellen- und Forschungslage ausgezeichnet studieren lässt, befindet sich in Keszthely-Fenekpuszta, am westlichen Ende des Balaton.<sup>Abb. 2</sup> An der Südspitze eines nordsüdlich verlaufenden Lößrückens wurde im 4. Jahrhundert eine 15 Hektar große, rechteckige Anlage mit massiven runden Türmen errichtet. Das heutige Landschaftsbild einer weitgehend trockengelegten Torfregion entspricht nicht den römerzeitlichen Verhältnissen. Die Festung lag ursprünglich auf einer Halbinsel und sicherte entlang einer Fernstraßenverbindung zwischen Savaria und Sopianae einen wichtigen Fährübergang über den See. Sie wird als eine der so genannten Innenbefestigungen im spätrömischen Siedlungsgefüge interpretiert, wie auch die Fundorte Környe, Ságvár, Tác und Alsóheténypuszta, deren Datierung und rechtlicher Status im Rahmen der spätrömischen Verwaltungsstruktur stark umstritten sind.<sup>Abb. 1</sup> Aufgrund großer Getreidespeicher und der Lage im Hinterland des Limes werden sie primär als

Logistikzentren für die militärischen Versorgung angesehen, die in zwei Stufen zuerst unter Konstantin I. (305/324–337), später nach 375 ausgebaut wurden. Die an römische Villen erinnernden Bauten – Bäder, Repräsentations- und Wirtschaftsgebäude – lassen allerdings eher auf eine zivile Nutzung dieser Anlagen schließen. Auch die vom Grundriss her vergleichbaren Siedlungen in den Balkanprovinzen, wie zum Beispiel in Abritus und Tropaeum Traiani, deuten darauf hin, dass sie stärker im städtischen Kontext der Spätantike studiert werden müssen.<sup>11</sup>

Welche Hinweise gibt es jedoch für die Kontinuität, die Besiedlung von Fenékpuszta nach der Mitte des 5. Jahrhunderts, also nach der Aufgabe der römischen Provinz Pannonien? An erster Stelle sind Gräber anzuführen, die in mehreren Gruppen überwiegend vor der Südmauer der Festung zum Vorschein gekommen sind. Bisher wurden in diesem Areal annähernd 1.000 Bestattungen archäologisch erfasst. Es werden aber bis zu 5.000 Gräber vermutet, die von der Spät Römerzeit (4. bis Mitte 5. Jahrhundert) bis ins 9. Jahrhundert datieren. Eine kontinuierliche Belegung wurde in der Forschung jedoch mehrfach in Frage gestellt. Vor allem für die Zeit zwischen der Mitte des 5. Jahrhunderts und 568 ging man von einer Unterbrechung aus. Mit Beginn der Awarenzeit seien dann neue Bevölkerungsgruppen nach Fenékpuszta gekommen, die mit dem *terminus technicus* »Keszthely-Kultur« belegt und für die verschiedene Herkunftsthesen diskutiert wurden. Neue Untersuchungen zeigen jedoch, dass die Nekropole ohne Unterbrechung belegt war, auch wenn die lokale Bevölkerung die Zuwanderung neuer Gruppen erlebte.<sup>12</sup> Und es wurden während der zweiten Hälfte des 5. und der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts nicht nur Gräber angelegt, sondern auch die Festung und ihre Gebäude genutzt und teilweise umgebaut.

Eine besondere Rolle bei der Erforschung des Weiterlebens römischer Traditionen kommt dem frühen Christentum zu, das als Indikator für die Kon-



**Abb. 2**  
Plakat der Ausstellung  
*Keszthely-Fenekpuszta*  
(2009–2012)



**Abb. 3** 3D-Rekonstruktion der frühchristlichen Basilika, Keszthely-Fenekpuszta (6.–7. Jh.)

zurückführt oder die lokale Komponente ihrer Herausbildung hervorhebt – die Bedeutung des Christentums betont. Als wichtigster Beleg für die Existenz einer christlichen Gemeinde in Keszthely-Fenekpuszta gilt ein Kirchenbau *intra muros*.<sup>Abb. 3</sup> Er soll unter ostgotischer Besatzung aus einem spätrömischen Profangebäude um die Mitte des 5. Jahrhunderts entstanden sein, bis zur Karolingerzeit mehrfach Umbauten erfahren haben, aber kontinuierlich genutzt worden sein. Eine Neubewertung allerdings ergab, dass eine derartige Interpretation unzulässig scheint: Allein die Bauphase aus dem 6. und 7. Jahrhundert kann als Kirchenbau gedeutet werden. Parallelen zu diesem Grundriss sind in einem Gebiet zu finden, das von Dalmatien bis in die untere Donauregion reicht.<sup>13</sup> Ob der Ort jedoch zu dieser Zeit, wie Florin Curta vermutet, ein Bischofssitz war, lässt sich ohne schriftliche Belege nicht sagen. Zudem lag Keszthely-Fenekpuszta ebenso wie die angrenzenden pannonischen Gebiete im awarischen und somit in einem paganen Herrschaftsbereich; die Existenz und der eventuelle rechtliche Status einer christlichen Gruppe außerhalb des Reichsterritoriums lassen sich anhand der archäologischen Befundlage nicht zweifelsfrei rekonstruieren.

tinuität der lokalen römischen Traditionen steht. So wird auch in Bezug auf die Keszthely-Kultur – unabhängig davon, ob man sie auf Migration



**Abb. 4** Luftaufnahme vom Fundplatz Zamárdi, Südufer des Balaton

Stellt Keszthely-Fenekpuszta ein Einzelphänomen dar oder kann auch für andere Orte der Provinz eine Weiternutzung römischer Strukturen angenommen werden? Eine endgültige und umfassende Antwort darauf lässt sich noch nicht geben, aber es lohnt sich, einen Blick auf den Forschungsstand zu werfen. Ausgehend von Keszthely-Fenekpuszta sollen dafür zwei Aspekte im Vordergrund stehen: einerseits die Weiternutzung römischer Bauten, andererseits die Frage nach Orten mit frühchristlichen Gemeinden.

Befestigte Orte, hierzu zählen neben den Limeskastellen und *burgi* vor allem Städte und Innenbefestigungen im Hinterland Pannoniens, galten bereits zur römischen Zeit als geschützte Rückzugs- und sichere Lagerungsorte. Diese Funktion blieb wohl auch nach dem Abzug der römischen Administration erhalten, auch wenn die Forschung uneins darüber ist, wie Steinbauten von den neuen, »barbarischen« Siedlern genutzt worden sind: Ließen sie sie verfallen, oder waren sie in der Lage, sie instand zu halten? Eine Bauweise mit Grubenhäusern und Pfostenbauten zählt als Beleg für eine von der römischen Art abweichende Siedlungsform der Völkerwanderungszeit. Allerdings sind Siedlungen dieser Art aus dem späten 5. und frühen 6. Jahrhundert selten,<sup>Abb. 4</sup> vor allem verglichen mit der Gräberanzahl. Zudem legt das Vorkommen von Gräbern *intra muros* und unweit

der römischen Anlagen ebenfalls die Annahme nahe, dass römische Kastelle und Städte auch während der Völkerwanderungszeit genutzt worden sind.

Dass sich das Erscheinungsbild der spätantiken Städte veränderte, scheint ohne Zweifel zu sein. Die Forschung umschrieb am Beispiel von Sirmium, dem Hauptort der Provinz Pannonia II und zeitweise Kaiser- und Bischofssitz, die Entwicklung als »Ruralisierung«. Repräsentationsbauten und öffentliche Räume wurden aufgegeben, die Siedlungen konzentrierten sich auf die Aufbewahrung wirtschaftlicher Ressourcen. Demzufolge wurden einzelne römische Bauten genutzt, wenn auch für andere Zwecke als im 4. und frühen 5. Jahrhundert, und auch erneuert. Eine weitere Veränderung bezieht sich auf das Verschwinden der ländlichen, die wirtschaftliche Grundlage sichernden Besiedlung um die Zentralorte.<sup>14</sup> Wie jedoch wurden die Orte beliefert, wenn sie aufgrund der militärischen Besatzung auch vom Import aus dem Oströmischen Reich abgeschnitten waren? Und wie organisierten die Ostgoten und Gepiden die Versorgung der eroberten Römersiedlungen? Diese Fragen harren noch der Beantwortung.

Sowohl für Sirmium als auch für andere pannonische Städte, darunter Siscia und Scarbantia, sind noch im 6. Jahrhundert – wenn auch mit Unterbrechung –

Bischöfe überliefert. In Bezug auf Sirmium ist für diese Zeit sogar die Existenz einer arianischen Gemeinde historisch belegt, und auch archäologisch konnten mehrere frühchristliche Kirchen und Gräberfelder erschlossen werden. Ein Rückgang beziehungsweise zeitweiliges Verschwinden der Kirchenorganisation kündigt sich im Mitteldonauraum und auf dem westlichen Balkan (Illyricum) ab Beginn des 7. Jahrhunderts an.<sup>15</sup> Im Bereich von Keszthely-Fenekpuszta waren die Gräberfelder der Keszthely-Kultur jedoch auch während des 7. und 8. Jahrhunderts belegt, und die Synode *ad ripas Danubii* 796, nach dem Sieg Karls des Großen über die Awaren, weist ebenso auf die Anwesenheit von Christen in der Region hin.<sup>16</sup>

Die hier skizzierten Aspekte verdeutlichen, dass die Epoche der *migratio gentium* stark durch das Weiterleben spätantik-römischer Traditionen geprägt war, auch wenn militärische Auseinandersetzungen und deren Folgen das Geschehen bestimmten. Forschungen der letzten Jahrzehnte haben diesen komplexen Prozess aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet und neue Ansätze in die Diskussion eingebracht. Das Themenfeld bietet jedoch immer noch ausreichend Potenzial für weiterführende Analysen und diachrone Vergleiche.

1 DEMANDT, Alexander: Der Fall Roms. München 1984. – DERS.: Geschichte der Spätantike. München 1989. – POHL, Walter: Die Völkerwanderung. Stuttgart u.a. 2002, S. 13–30.

2 BRATHER, Sebastian: Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Berlin u.a. 2008. – POHL, Walter: Die Germanen. München 2000. – WOLFRAM, Herwig: Die Germanen. München 2005.

3 Vgl. die Schriftenreihe »The Transformation of the Roman World« sowie die Ausstellungen »Rom und die Barbaren. Europa zur Zeit der Völkerwanderung« (Bonn 2008/09) und »Rom and the Barbarians. The Birth of a New World« (Venedig 2008). – Dagegen WARD-PERKINS, Bryan: Der Untergang des römischen Reiches und das Ende der Zivilisation. Stuttgart u.a. 2007.

4 The Archaeology of Roman Pannonia. Hg. v. Alfonz LENGYEL u.a. Kentucky u.a. 1980, S. 85–124, hier goff.

5 VÁRADY, László: Das letzte Jahrhundert Pannoniens (376–476). Budapest 1969. – BRATOŽ, Rajko: Pannonia. In:

2003, S. 469–483.

6 BÓNA, István: Das Hunnenreich. Stuttgart 1991. – SCHMAUDER, Michael: Die Hunnen. Ein Reitervolk in Europa. Darmstadt 2009.

7 POHL, Walter: Die Gepiden und die gentes an der mittleren Donau nach dem Zerfall des Attilareiches. In: Die Völker an der mittleren Donau im 5. und 6. Jh. Hg. v. Herwig WOLFRAM u.a. Wien 1980, S. 240–305.

8 WOLFRAM, Herwig: Die Goten. München 1990, S. 259–290.

9 POHL, Walter: Die Awaren. München 1988. – POHL: Die Völkerwanderung (wie Anm. 1), S. 186–223.

10 Vgl. BRATHER: Ethnische Interpretationen (wie Anm. 2), S. 335–354.

11 HEINRICH-TAMÁSKA, Orsolya: Die spätromische Innenbefestigung von Keszthely-Fenekpuszta: Innere Chronologie und funktioneller Wandel. In: Keszthely-Fenekpuszta im Kontext spätantiker Kontinuitätsforschung zwischen Noricum und Moesia. Hg. v. DERS. Budapest u.a. 2011, S. 653–702.

12 MÜLLER, Róbert: Die Gräberfelder vor

der Südmauer der Befestigung von Keszthely-Fenekpuszta. Budapest u.a. 2010.

13 HEINRICH-TAMÁSKA, Orsolya: Sakral- oder Profanbauten? Zur Funktion und Datierung der Kirchen von Keszthely-Fenekpuszta. In: Kirchenarchäologie heute. Hg. v. Niklot KROHN. Darmstadt 2010, S. 91–112.

14 POPOVIĆ, Vladislav: Desintegration und Ruralisation der Stadt im Ost-Illyricum vom 5. bis 7. Jh. n. Chr. In: Palast und Hütte. Hg. v. Dietrich PAPENFUSS u.a. Mainz 1982, S. 545–566. – CURTA, Florin: The Making of the Slavs. Cambridge 2001, S. 120–150.

15 BRATOŽ, Rajko: Die Entwicklung der Kirchenorganisation in den Westbalkanprovinzen (4.–6. Jh.). In: Das Christentum in Bulgarien und auf der übrigen Balkanhalbinsel in der Spätantike und im frühen Mittelalter. Hg. v. Vassil GJUZELEV u.a. Wien 1987, S. 149–196.

16 POHL: Die Awaren (wie Anm. 9), S. 204f., Anm. 69.

JIŘÍ FAJT · MARKUS HÖRSCH · SUSANNE JAEGER

# Im Zeichen der Goldwaage

## Das Europa der Jagiellonen

Eine Goldwaage ist es, die einen tiefen Einblick in die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gegebenheiten des Königreiches Böhmen unter der Herrschaft König Wladislaws II. aus dem Hause der Jagiellonen gewährt: die Harsdorfsche Goldwaage, <sup>Abb. 1</sup> bis heute im Besitz der namensgebenden Familie und als Leihgabe im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg.<sup>1</sup> Nicht nur, dass solche Objekte selten erhalten sind (es scheint überhaupt die älteste überlieferte zu sein), Preziosität und Sorgfalt, mit der diese Waage gestaltet wurde, zeigen, dass sich der Besitzer nicht nur ein nützliches Gerät zur Ausübung seines Berufs fertigen ließ, sondern dass es auch ein Statussymbol war. Die aus vergoldetem Silber gefertigten Einzelteile sind passgenau in ein hölzernes Etui eingefügt. Ursprünglich gehörten zwei weitere

Waagschalenpaare, etliche Gewichte in einer rechteckigen Dose sowie eine Pinzette zu diesem kostbaren Instrument, dessen Deckel mit feinen Malereien auf Papier verziert wurde: Auf der Außenseite kämpfen vor dunkelgrünem Grund mit hellen Ranken zwei behaarte »Wilde Männer« miteinander, wie sie in der Zeit um 1500 gern dargestellt wurden. Über der Verschlusslasche ist ein kleines Rechteckfeld eingefügt, das das Jahr der Entstehung festhält: 1497. Öffnet man den Deckel, so erblickt man auf einem grasbewachsenen Bodenstück vor hellgrünem Rankengrund zwei in der farnefrohen Geckenmode der Zeit gekleidete Landsknechte mit Hellebarden und Schwertern, die ein lorbeerumkränzttes Wappen-Medaillon halten. Darin erscheint das Allianzwappen der Familien Harsdorfer und Nützel – links das Wappen der Harsdorfer, ein



**Abb. 1** Goldwaage Hans Harsdorfers, Nürnberg, 1497

Turm auf rotem Grund, und rechts das der Nützel mit drei Lilien. **Abb. 2**

Dabei handelt es sich um zwei Nürnberger Patrizierfamilien: Sie gehörten zu jenen Geschlechtern, die in der fränkischen Reichsstadt – der seit dem 14. Jahrhundert wichtigsten Wirtschaftsmetropole im Süden des Heiligen Römischen Reiches – die Mitglieder des herrschenden Stadtrats stellten, aus dessen Reihen auch die beiden Bürgermeister gewählt wurden.<sup>2</sup> Allerdings waren die Nützel eine alte, seit langem ratsfähige Familie, die Harsdorfer eine, deren Mitglieder erst seit wenigen Jahrzehnten in den Rat gewählt wurden. Da aber nach den Gepflogenheiten der Wappenkunst das vom Betrachter gesehen linke das höherrangige Wappen ist, also das des Mannes, zeigt sich sogleich, dass hier ein Herr Harsdorfer eine gute Partie gemacht hatte. Dies war Hans II. Harsdorfer, der 1481 Margarethe Nützel, die Tochter des Schultheißen und Vordersten Losungers von Nürnberg, Gabriel Nützel, geheiratet hatte. **Abb. 3**

Die Harsdorfer beschränkten ihre Handelsunternehmungen nicht auf den Nürnberger Raum. Hans entstammte einem Familienzweig, der sich in Pilsen niedergelassen hatte, jener böhmischen Stadt, die nach einer kurzen hussitischen Periode seit 1420 stets auf der katholischen Seite gestanden hatte und somit einen halbwegs sicheren Standort auch für (Handels-) Geschäfte in dem konfessionell zersplitterten Königreich darstellte. Die Harsdorfer besaßen ein Gut in Malesice bei Pilsen, dort wurde Hans II. geboren. Sein Vater Antonius hatte Barbara aus der Pilsener Familie Fritz geheiratet und erhielt nach seinem Tode 1462 eine Gedächtnistafel in der dortigen Bartholomäuskirche.

Ein Hauptbetätigungsfeld der Harsdorfer war neben dem Handel das finanzielle Engagement in der frühen Montanindustrie, die einerseits um Nürnberg herum blühte – Hans' Onkel Andreas I. betrieb in Enzendorf an der Pegnitz ein Hammerwerk und später eine Kupferhütte.<sup>3</sup> Andererseits natürlich vor allem in Städten Böhmens und Ungarns – dort, wo reiche Erzfunde eine Ausbeutung lohnend erscheinen ließen. Der größte Fundort für Silbererz in Böhmen war Kuttenberg (Kutná Hora) bei Prag, das sich seit dem 13. Jahrhundert zur reichsten Stadt der Region entwickelte. Und hier gelang es Hans II. Harsdorfer, der seit 1493 im Umfeld des königlichen Hofes



**Abb. 2** Detail aus dem Deckel, Goldwaage Hans Harsdorfers, Nürnberg, 1497



**Abb. 3** Porträt von Hans Harsdorfer, unbekannter Meister, 1484

Wladislaws II. des Jagiellonen (reg. in Böhmen seit 1471, in Ungarn seit 1490) nachweisbar ist, wahrscheinlich aufgrund seiner familiären Fachkenntnisse (und des damit zweifelsohne verbundenen Vermögens) einen der höchsten Posten zu erlangen, der Männern bürgerlicher Abkunft im Königreich Böhmen überhaupt zugänglich war: Den des Obersten Münzmeisters des Königreiches mit Sitz in Kuttenberg. Am 20. Dezember 1496 wurde er in sein Amt eingeführt. Sein Vorgänger hatte das Amt so ausgeübt, dass es zu einem Aufstand der Kuttenberger Bergleute gekommen war, dessen Folgen es nun wieder zu beruhigen galt.<sup>4</sup> Hans Harsdorfer scheint seine verantwortungsvolle Stellung so ausgefüllt zu haben, dass sich einerseits die Lage befriedete, er andererseits aber auch gutes Geld verdiente; am Ende der kurzen Amtszeit schuldete ihm unter anderem König Wladislaw II. den großen Betrag von 3.000 Schock böhmischer Groschen.

Das Amt des Münzmeisters verlangte aber auch nach Repräsentation: Als Amts-Insignie ließ sich Hans Harsdorfer 1497 die eingangs vorgestellte Goldwaage fertigen, und zwar in Nürnberg. Der neue Münzmeister ließ auch sofort bauen: Schon am 20. Juli 1497 weihte der Weihbischof Gabriel von Bosnien die Kapelle mit dem kunstvollen Chörlein im Welschen Hof zu Kuttenberg, dem bis heute erhaltenen Sitz der Kuttenberger Münze.<sup>5</sup> Harsdorfer ließ darin vermutlich anlässlich des geplanten Besuchs des Herrschers drei Altäre errichten, mit Retabeln ausstatten (jedes

geschmückt mit den Wappen Harsdorfer und Nützel) und eine Gedächtnistafel über dem Eingang anbringen. Letztere ist nur noch in einer Zeichnung beziehungsweise einem Stich des 17. Jahrhunderts überliefert. Selbstverständlich fanden sich ursprünglich auf dieser wie auf dem Hauptaltar der Kapelle die Darstellungen der böhmischen und ungarischen Landesheiligen Wenzel und Wladislaw. Letzterer war zugleich königlicher Namenspatron. Die Stiftung vervollständigten Messingleuchter, liturgische Bücher, eine in Nürnberg gedruckte Bibel und eine Kasel mit reich gesticktem Kreuz, die sich heute im Besitz des Kuttener Silbermuseums befindet. Die Retabel sowie die Kasel erwarb Hans Harsdorfer in den Malerwerkstätten der Reichsstadt Nürnberg,<sup>6</sup> aus der seine Familie stammte und wo er selbst über weitreichende Kontakte verfügte. Als geschätzter Kunstlieferant war er auch für weitere hochrangige böhmische Magnaten tätig. Dies bezeugt ein Retabel mit dem Heiligen Georg aus der südwestböhmischen Burg Rabi, das Harsdorfer an Puta Schwihau von Riesenberg vermittelte, den höchsten Richter und einen der einflussreichsten Männer des Königreiches Böhmen, der Hans Harsdorfer zum königlichen Amt verhalf.

Am 5. April 1499 bereits musste König Wladislaw seinen erfolgreichen Münzmeister wieder entlassen – und zwar auf dessen eigenen Wunsch. Schon 1498 hatte sich Hans in Nürnberg aufgehalten – vermutlich wegen des in diesem Jahr erfolgten Todes seines Onkels Andreas, des Hüttenbesitzers von Enzendorf, dessen Erbe Hans antrat. Nun scheint Harsdorfer seine Interessen hauptsächlich in Nürnberg verfolgt zu haben – und in der Tat vertrat er die Reichsstadt in der Folgezeit als Diplomat nicht zuletzt am böhmischen Königshof, zu dem er ja beste Verbindungen unterhielt. Als Mitglied einer bedeutsamen Nürnberger diplomatischen Mission besuchte Hans Harsdorfer 1504 König Wladislaw II. persönlich an seinem Budaer Hof und übereichte ihm als Geschenk eine »huesbsche gelumynierte taffel« von Albrecht Dürer, wobei er selbst dem Nürnberger Künstler für das (vermutlich marianische) Bild einen hohen Betrag von 45 Gulden bezahlte.<sup>7</sup> Seine außerordentlich guten Beziehungen zu dem europaweit geschätzten Künstler bezeugt die Tatsache, dass Dürer ihn in einem Brief an Willibald Pirckheimer vom 7. Februar 1506 aus Venedig grüßen lässt.<sup>8</sup> Schon 1505 war Hans Harsdorfer zum Älteren Bürgermeister gewählt worden – eine höhere Position konnte man in Nürnberg nicht erreichen.



**Abb. 4** Der Welsche Hof, Frontispiz der Kuttener Graduale, vor 1490

1511 verstarb er unvermutet am Schlag – seine Goldwaage, die Stiftungen im Welschen Hof zu Kuttenberg und in der Burgkapelle in Rabi haben die Jahrhunderte überdauert und geben Zeugnis von seinen ehrgeizigen Unternehmungen. Abb. 4

Dieser hier etwas ausführlicher geschilderte Lebenslauf zeigt beispielhaft all jene Aspekte auf,



## EUROPA JAGELLONICA – Kunst und Kultur in Mitteleuropa unter der Herrschaft der Jagiellonen 1386–1572

1. Station (Mai 2012–September 2012)

### Silberbergbau und Kunst um 1500

Kuttenberg/Kutná Hora, Galerie Středočeského kraje (Galerie der Mittelböhmischen Region)

2. Station (Oktober 2012–Januar 2013)

### Die Jagiellonen – Herrscher vom Baltikum bis zum Schwarzen Meer

Warschau/Warszawa, Zamek Królewski (Warschauer Königsschloss) und Muzeum Narodowe (Nationalmuseum)

3. Station (März 2013–Juni 2013)

### Heirats- und Bündnispolitik der Jagiellonen und die Fürstenhäuser des Reiches

Potsdam, Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte (HBPG)

Kuratierung und Konzept: GWZO Leipzig

Leitung: PD Dr. Jiří Fajt

Koordination: Dr. Susanne Jaeger

Katalogredaktion: Dr. Christian Forster

Koordination der Begleitpublikation:

Dr. Maritta Iseler

welche die am 19. Mai 2012 zunächst in Kuttenberg zu eröffnende Ausstellung »EUROPA JAGELLONICA – Kunst und Kultur in Mitteleuropa unter der Herrschaft der Jagiellonen 1386–1572« darstellen wird. Das deutsch-tschechisch-polnische Projekt hat sich zum Ziel gesetzt, die Kunst und Kultur Mitteleuropas an der Wende vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit erstmals in internationaler Perspektive zu präsentieren. Dabei werden die engen nationalen Kontexte überwunden und den Besuchern die breiten historisch-politischen Zusammenhänge eröffnet, die nicht zuletzt durch das riesige Herrschaftsgebiet der Jagiellonen-Dynastie vorgegeben sind. Ihre Angehörigen regierten über ein Gebiet von der Ostsee bis zur Adria und zum Schwarzen Meer; sie gehörten damit zu den territorial mächtigsten Königshäusern der damaligen Zeit.

Die Geschichte der polnisch-litauischen Herrscherdynastie bildet zwar den roten Faden der Ausstellung, doch steht sie nicht allein im Zentrum – so nötig dies auch wäre. Denn in den einst – vor 1989 – »westlichen« Ländern des europäischen Kontinents weiß bis heute kaum jemand die Frage zu beantworten, was oder wer die Jagiellonen waren – dabei sind Herrscher wie Wladislaw II. Jagiello (1348–1434), Kasimir IV. von Polen (1427–1492), Wladislaw II. von Böhmen und Ungarn (1456–1516), Sigismund I. der Alte von Polen (1467–1548) oder Sigismund II. von Polen (1520–1572) prägende Persönlichkeiten der gesamteuropäischen Geschichte. Sie herrschten über kulturell und wirtschaftlich sehr unterschiedliche Länder von Litauen und Weißrussland über Polen, Böhmen bis Ungarn und Kroatien. Hier spielten jeweils die Städte, der Adel, die Magnaten und nicht zuletzt der hohe Klerus eine ungemein einflussreiche Rolle und gehörten zu den bedeutendsten Stiftern und Auftraggebern der Künste. In Metropolen wie Vilnius, Krakau, Breslau, Prag, Brünn, Pressburg oder Buda-Pest blühte das wohlhabende Handels- und Unternehmerbürgertum mit engen Kontakten zu den königlichen Höfen, für das ein Hans Harsdorfer exemplarisch stehen kann. Daher sind auch die Grenzen zwischen der höfischen und der bürgerlichen Kunst nicht immer eindeutig zu ziehen – in der damaligen dynamischen, sich internationalisierenden Gesellschaft waren diese Bereiche mitunter nicht zu trennen. Diese vielgestaltige kulturelle, politische

und wirtschaftliche Vernetzung Mitteleuropas, die künstlerische Mobilität und der wechselseitige Austausch bilden den eigentlichen Gegenstand des Ausstellungsprojektes. Etwa 200 Schlüsselwerke der europäischen Kunst- und Kulturgeschichte führen

Die Kunsthistoriker **JIŘÍ FAJT**, **MARKUS HÖRSCH** und **SUSANNE JAEGER** bereiten derzeit mehrere Ausstellungsprojekte vor. In ihnen geht es um die Vermittlung von Kulturtransferprozessen in Ostmitteleuropa nach außen, wofür sie die wissenschaftlichen Erkenntnisse aus Projektgruppen wie »Hofkultur in Ostmitteleuropa« sowie »Repräsentation und Nachleben spätmittelalterlicher Herrscher Mitteleuropas« für die Öffentlichkeit aufbereiten.

auch so verstanden. Damit spiegelt die Ausstellung auch die Forschungsansätze des vorangegangenen, von der DFG finanzierten GWZO-Forschungsprojektes zur Bedeutung der Jagiellonen in Kunst und Kultur Mitteleuropas wider, zu denen insbesondere Interdisziplinarität und Transnationalität gehören. Seit 2011 fördert das BMBF die Kuratierung und Koordinierung der Ausstellung am GWZO, die Durchführung wird unter anderem von der Europäischen Union im

dem heutigen Besucher die Vielfalt, aber auch traditionelle Zusammengehörigkeit der mitteleuropäischen Kulturregionen anschaulich vor Augen. Die Kunstwerke werden im Kontext ihrer Funktionen und Auftraggeber, ihrer Schöpfer und künstlerischen Ideen präsentiert. Sie dienten zu damaliger Zeit als vielschichtige Mittel interkultureller Kommunikation und wurden

Rahmen des Programms »Culture 2007–2011« und von der Kulturstiftung der Länder unterstützt.

Die Ausstellung wird an drei Standorten gezeigt. Jede Station besitzt einen regional bedingten thematischen Schwerpunkt. Die Bergstädte, der Silberbergbau und seine künstlerische Repräsentation in der Jagiellonen-Ära werden in Kuttenberg vertiefend dargestellt; in Warschau werden es die Dynastie, ihre Herrscherpersönlichkeiten und deren Repräsentation sein. In Potsdam, der dritten und letzten Station, wird die Heirats- und Bündnispolitik der Jagiellonen mit den benachbarten Reichsfürsten beleuchtet – den Wittelsbachern, Wettinern und insbesondere den Hohenzollern.

Im Jahre 1515 verbanden sich auch Jagiellonen und Habsburger in einer schicksalhaften Doppelhochzeit: Wladislaw II. von Böhmen und Ungarn verheiratete seinen Sohn Ludwig mit Maria von Habsburg, der Enkelin Kaiser Maximilians I. und Schwester des späteren Kaisers Karl V. Dessen Bruder Ferdinand, der nach dem Rücktritt Karls schließlich selbst Kaiser wurde, ehelichte die Jagiellonen-Prinzessin Anna Jagiello von Böhmen. Als der gerade 20-jährige Ludwig am Rande der Schlacht von Mohács gegen die Türken 1526 in Ungarn getötet wurde, fielen Böhmen und Ungarn an das Haus Habsburg, das hier bis 1918 regierte. Dies war der erste große Einbruch der jagiellonischen Macht – die allerdings erst 1572 endete, als die Dynastie im Mannesstamm ausstarb.

1 Inv.-Nr. HG 11 161. Siehe auch Nürnberg 1300–1550. Kunst der Gotik und Renaissance. Ausstellungskatalog. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, 25.07.–28.09.1986. Nürnberg 1986, S. 218f., Kat.–Nr. 77 (Verfasser: Rainer KAHSNITZ). – Zur Goldschmiedekunst auch HAUSCHKE, Sven: Goldschmiede als Hersteller wissenschaftlicher Instrumente und Geräte. In: Nürnberger Goldschmiedekunst 1541–1868. Bd. 2: Goldglanz und Silberstrahl. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, 20.09.2007–13.01.2008. Nürnberg 2007, S. 216–221. – KOHLHAUSSEN, Heinrich: Nürnberger Goldschmiedekunst des

Mittelalters und der Dürerzeit 1240 bis 1540. Berlin 1968, S. 280f., Kat.–Nr. 340.

2 FLEISCHMANN, Peter: Rat und Patriziat in Nürnberg. Die Herrschaft der Ratsgeschlechter vom 13. bis zum 18. Jahrhundert. 3 Bde. Nürnberg 2008, Bd. 2, S. 545ff.

3 HARSDORF, Karl Freiherr von: Der Kupferhammer zu Enzendorf. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg (MVGN) 48 (1958), S. 26–49.

4 KLIER, Richard: Nürnberg und Kuttenberg. In: MVGN 48 (1958), S. 51–78, hier 57f.

5 Ebd., S. 59.

6 HOMOLKA, Jaromír: Sochařství [Bild-

hauerkunst]. In: DERS. u.a.: Pozdně gotické umění v Čechách 1471–1526 [Spätgotische Kunst in Böhmen 1471–1526]. Praha 1978, S. 167–254, hier 224.

7 KOVÁČ, Peter: Jan Horstoffar z Malesic (Hans Harsdorfer) a oltář z Rábí [Hans Horstoffar von Malesic und das Altarretabel von Rabi]. In: Gotika v západních Čechách (1230–1530). Hg. v. Jiří FAJT. Praha 1998, S. 66–79, hier 66.

8 »Sagent mein Dienst Steffen Pawgartner, Herr Hans Horstoffer und Folkamer.« Siehe: DÜRER, Albrecht: Schriften und Briefe. Leipzig 1989, S. 105.

ADAMANTIOS SKORDOS

# »Ungeheuer der Apokalypse«

## Kommunistischer Panslawismus als Feindbild im Griechenland und Italien der 1940er Jahre

Derzeit hat Athen nicht nur mit der Schuldenkrise zu kämpfen. Vor dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag wird eine von der Republik Makedonien gegen Griechenland eingereichte Klage geprüft. Streitgegenstand ist das Veto der Athener Regierung im April 2008 gegen die Aufnahme des nördlichen Nachbarstaats in die NATO. Die griechische Begründung lautete, dass *The Former Yugoslav Republic of Macedonia (FYROM)*, wie die Republik Makedonien auf Athener Druck hin international genannt werden muss, sich in dem seit 1991 anhaltenden Namensstreit zwischen den beiden Ländern nicht genügend kompromissbereit zeige. Seit dem Zerfall Jugoslawiens bemüht sich Griechenland vergeblich, die *Republika Makedonija* zu zwingen, den »geschichtlich zum Hellenismus gehörenden Begriff Makedonien« aus ihrem Namen zu entfernen. Mittlerweile würde man sich in Athen sogar mit einer Bezeichnung für den »nervigen Nachbarstaat« abfinden, die zwar das Wort »Makedonien« beinhalte, doch durch ein Adjektiv den Unterschied zwischen dem eigenständigen Staat Makedonien und dem gleichnamigen griechischen Landesteil (auch »Ägäis-Makedonien« genannt) südlich seiner Grenze erkennen ließe.

Die Athener Hartnäckigkeit in Bezug auf die Namensänderung geht zu großen Teilen auf die 1940er Jahre zurück. Die makedonische Unabhängigkeitserklärung 1991 rief bei – hauptsächlich älteren – Griechen traumatische Erinnerungen hervor, in denen eines der »dunkelsten Kapitel« griechischer Zeitgeschichte, nämlich das des Bürgerkrieges 1946–1949 zwischen prowestlichen »Nationalgesinn-ten« einerseits und moskautreuen Kommunisten sowie (slawo)-makedonischen Autonomisten andererseits, mit dem slawischen und kommunistischen Expansionismus Richtung Mittelmeer verknüpft

wurde. Die Erklärung, die der konservative griechische Premierminister Konstantinos Mitsotakis 1992 für die Abneigung seines Landes gegen den unabhängigen makedonischen Staat dem Magazin *Der Spiegel* gab, ist diesbezüglich beispielhaft:

*»Griechenland hat viel gelitten, das soll keiner unserer Freunde vergessen. Nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Kommunisten bei uns einen Bürgerkrieg entfesselten, wurde diese Republik Mazedonien von Stalin und Tito gegründet, um die Pläne des Kominform zu verwirklichen. Das jugoslawische Mazedonien sollte über Saloniki bis zur Ägäis erweitert werden. Seitdem hat Skopje seine expansionistische Propaganda nie eingestellt.«<sup>1</sup>*

Premier Mitsotakis übernahm hier die Sichtweise des »nationalgesinnnten« Bürgerkriegslagers sowie seiner britischen und US-amerikanischen Verbündeten, die ihre militärische Auseinandersetzung zwischen 1946 und 1949 mit der kommunistischen Partisanenarmee, der so genannten »Demokratischen Armee Griechenlands« (DAG), nicht als einen Bürgerkrieg deuteten, sondern als »erneuten Angriff des Panslawismus« auf Griechenland – nun getarnt als »Kommunismus« – in der Absicht, es seiner makedonischen Gebiete zu berauben. <sup>Abb. 1</sup>

Die Angst vor dem »slawischen Expansionismus« war bei den Griechen in den 1940er Jahren bereits tief verwurzelt; sie reichte bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück, als aus griechischer Sicht der vom zarischen Russland ausgehende Panslawismus erstmals die hellenische Vormachtstellung in einem zukünftigen postosmanischen Südosteuropa, insbesondere in der zentralbalkanischen Region Makedonien, in Frage stellte. Der wichtigste Grund, die »kommunistische Revolte« gegen die damalige Athe-

Abb. 1 »Die Banditen wollen uns slawisieren«, Makedonischer Wächter vom 27. Mai 1949



ner Regierung mit dem »historischen« Panslawismus in Verbindung zu bringen, war für die »Nationalgesinnten« die Tatsache, dass sich die DAG nicht nur aus »ethnischen« Griechen, sondern auch aus Angehörigen der südslawischsprachigen Minderheit des griechischen Westmakedonien zusammensetzte. Schon während der Besatzungszeit hatten sich Letztere zu militanten, separatistischen Organisationen formiert, die die Lostrennung Ägäis-Makedoniens von Griechenland propagierten und seinen Anschluss entweder an das bulgarische Pirin-Makedonien oder das jugoslawische Vardar-Makedonien forderten.

Bei der »Slawisierung« des Griechischen Bürgerkrieges spielte auch die Gründung der jugoslawischen Volksrepublik Makedonien im August 1944 eine wichtige Rolle. Denn die Entscheidung Titos, auf dem Gebiet der ehemaligen serbisch-makedonischen Provinz Vardarska Banovina (Vardar-Banschaft) die sechste Teilrepublik der jugoslawischen Föderation ins Leben zu rufen, beruhte auch auf Expansionsgelüsten in Richtung des angrenzenden griechischen beziehungsweise ägäischen Makedonien. <sup>Abb. 2</sup> Zum großen Ärger der »monarchofaschistischen« – so die Belgrader Presse – Regierung Athens mischte sich Jugoslawien wie kein anderes kommunistisches Land in den Griechischen Bürgerkrieg ein. Es gab sich im Namen seiner makedonischen Teilrepublik als »Vaterland« der südslawischsprachigen Bevölkerung des griechi-

schen Westmakedonien aus, propagierte die Vereinigung aller Südslawen von der Adria im Westen bis zur Ägäis im Süden und dem Schwarzen Meer im Osten in einer Balkanföderation und forderte auf der Pariser Friedenskonferenz von 1946 sogar offiziell die Abtrennung Ägäis-Makedoniens von Griechenland und seinen Anschluss an die jugoslawische Volksrepublik Makedonien.

Ein Ausschnitt aus der griechisch-westmakedonischen »nationalgesinnten« Zeitung *Die Stimme von Kastoria* von 1948 ist nicht nur für den Hass zwischen den verfeindeten Lagern, sondern auch für die »panslawische Dimension« des Griechischen Bürgerkrieges mehr als charakteristisch:

»[F]ür die Bastarde der Kommunistischen Partei Griechenlands und den Slawokommunismus hat die letzte Stunde geschlagen, denn wir werden sie besiegen, sie vernichten und dadurch Erlösung erlangen. Und dies trotz der vielseitigen Unterstützung, die diese Bastarde von den Antichristen Moskaus, von diesem Ungeheuer der Apokalypse, dem Panslawismus, erhalten.«<sup>2</sup>

In einer Propagandabroschüre der Regierungstruppen von 1949 wurde die Ursache für den Bürgerkrieg auf den gleichen Punkt gebracht:

»Die kommunistischen Machthaber des Kremls machen eigentlich nichts anderes als die [...]

*Pläne der imperialistischen Zaren-Politik getreu umzusetzen. [D]er militärische Angriff der letzten Jahre auf Griechenland wurde vom Moskauer Panslawismus geplant und auf dessen Befehl hin durchgeführt, um mit der Autonomisierung Makedoniens unter einem kommunistischen Regime den Zugang zum Mittelmeer zu erreichen. Die Erklärung für das heutige Ausbluten Griechenlands liegt genau in dieser Tatsache begründet.«<sup>3</sup>*

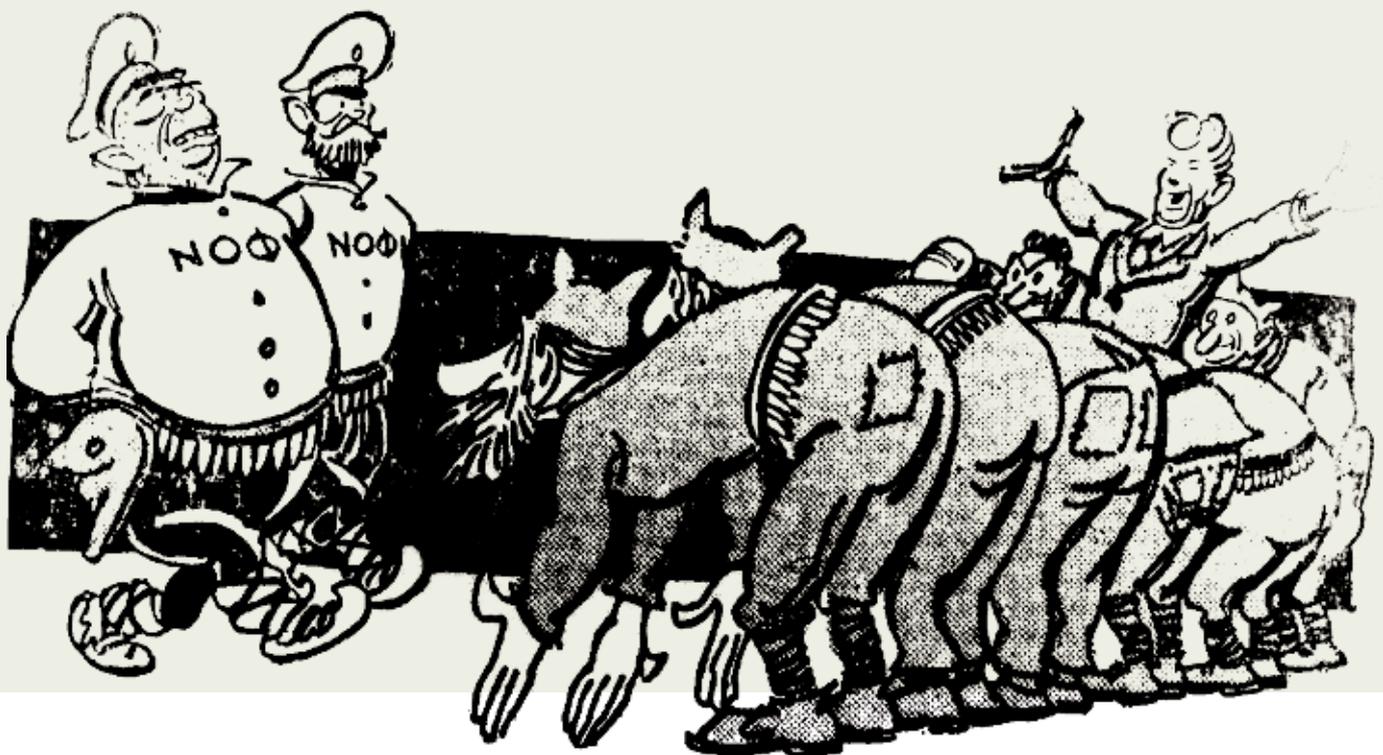
Die in den 1940er Jahren auf eine südslawische Föderation zielende Balkanpolitik Jugoslawiens, die das »nationalgesinnte« Lager in Griechenland fälschlicherweise weniger Tito als vielmehr Stalin anlastete, sorgte ungefähr zur gleichen Zeit auch in Italien, insbesondere in der Adriaregion, für Aufregung. Aus faschistischer Sicht hatten die dortigen Slawen nicht nur den »Nachteil«, einer »minderwertigen Rasse« anzugehören, sondern zugleich pro-kommunistisch eingestellt zu sein und einen »hinterlistigen Guerillakrieg« gegen die italienische Besatzungsmacht in Westjugoslawien zu führen. Darüber hinaus engagierten sich kommunistische Partisanen aus Slowenien und Kroatien im Karst und in Istrien im Sinne einer Nachkriegserweiterung Jugoslawiens Richtung Westen. Laut slowenisch-kommunistischen Vorstellungen sollte nach Kriegsende ein »vereintes Slowenien« im Rahmen eines sozialistisch-föderativen Jugoslawien

entstehen, dem auch Gebiete westlich des Flusses Isonzo anzugliedern gewesen wären – zum Missfallen auch italienischer Antifaschisten, die mit der Partisanenbewegung Titos zusammenarbeiteten.

Die kroatischen Kommunisten planten wiederum die zukünftige Annexion Istriens an eine jugoslawische Volksrepublik Kroatien und kündigten bereits einige Tage nach der italienischen Kapitulation am 8. September 1943 diese Zielsetzung öffentlich an.<sup>4</sup> Die Parallelitäten zum griechischen Fall, bei dem die jugoslawische Tito-Propaganda ein »vereintes Makedonien« propagierte, liegen auf der Hand.

Die Adriatische Frage versuchte die auf deutsche Initiative hin nach dem italienischen Frontenwechsel ins Leben gerufene und sich auf den Norden Italiens beschränkte Italienische Sozialrepublik (RSI) Mussolinis in ihrer Propaganda zu instrumentalisieren – in der Hoffnung, durch die Beschwörung des »slawischen Schreckgespensts« die italienische Bevölkerung, vor allem in Julisch-Venetien und auf der istrischen Halbinsel, für die faschistische Sache (zurück-)gewinnen zu können. Zum Symbol slawokommunistischer Grausamkeit und Bedrohung schlechthin wurden für die faschistische Propaganda die

**Abb. 2** Griechische Kommunisten knien vor ihren slawischen Verbündeten, Karikatur aus *Makedonien* vom 8. April 1949



**Abb. 3** Protestkundgebung gegen die Staatsbezeichnung der Republik Makedonien, Thessaloniki, 1992



**ADAMANTIOS SKORDOS** war bis August 2011 Mitarbeiter in der neu gestarteten Projektgruppe »Post-Panslawismus: Slawizität, Slawische Idee und Antislawismus im 20. und 21. Jahrhundert«. Derzeit ist er Universitätsassistent am Institut für Byzantinistik und Neogräzistik der Universität Wien. Im November 2011 erscheint seine von der Research Academy Leipzig sowie der Südosteuropa-Gesellschaft ausgezeichnete Dissertation: *Griechenlands Makedonische Frage: Bürgerkrieg und Geschichtspolitik im Südosten Europas, 1945–1992*. Göttingen 2011.

so genannten *Foibe*, die zahlreichen Schlünde im Kalkgestein Istriens und des Triester Karsts, in denen die Tito-Partisanen nach der Entmachtung Mussolinis durch den König 1943 sowie nach dem Ende der deutschen Besatzung im adriatischen Küstenland 1945 zahlreiche – tatsächliche oder auch nur vermeintliche – Faschisten hinrichten und verschwinden ließen.

Nachdem im Oktober 1943 nach vierzig-tägiger Partisanenherrschaft die SS- und Wehrmachts-Einheiten die Kontrolle über die nordöstlich-adriatischen Gebiete erlangt hatten und die ersten *Foibe*-Opfer exhumiert waren, wurde von faschistischer Seite propagandistisches Illustrationsmaterial in Umlauf gebracht, das von einem »manischen« – interessanterweise vorwiegend gegen die »Russen« und nur zweitrangig gegen die Jugoslawen gerichteten – Antislawismus geprägt war.<sup>5</sup>

Fälle wie der von Maria Pasquinelli belegen, dass das faschistische Italien – so wie auch die griechischen »Nationalgesinnten« – die militärische Auseinandersetzung mit jugoslawischen und italienischen Partisanen durch das Prisma des Slawokommunismus

betrachtete. Die überzeugte Mussolini-Anhängerin aus Florenz verübte im Februar 1947 einen Mordanschlag auf den Brigadegeneral Robin de Winton, Kommandeur der 13. Britischen Infanteriebrigade in Pula (italienisch Pola), um sich für die Entscheidung der Alliierten zu rächen, neben anderen Gebieten Istriens auch die Stadt Pula Jugoslawien zuzuschreiben.<sup>6</sup> In ihrem Verhör begründete sie ihr Handeln folgendermaßen:

»Ich habe erkannt, dass das tragische Schicksal Dalmatiens auch Istrien erwarten würde. Ich habe nie daran geglaubt, dass der Kommunismus der wahre Feind des Faschismus in Istrien ist. Aus meiner Sicht war natürlich der Panslawismus der wahre Feind – eine Bewegung des slawischen Imperialismus, der durch die Vernichtung von Rassen, die sich seiner imperialistischen Pläne widersetzen, zum Ausdruck kam. Der Panslawismus richtet sich nicht nur gegen die italienische, sondern die lateinische Rasse im Allgemeinen. Ich betrachte ihn nicht nur als einen Feind Italiens, sondern des ganzen europäischen Abendlandes. [...] Diese Gebiete [Istriens] sind nicht nur ein Bollwerk Italiens, sondern ganz Westeuropas gegen den Panslawismus.«<sup>7</sup>

In der Region Friaul-Julisch Venetien, wo sich die Mehrheit der circa 250.000 Italiener nach der jugo-

slawischen Annexion von Istrien und Dalmatien niederließ, gibt es noch bis heute eine antislawische Erinnerungskultur. Der US-amerikanischen Anthropologin Pamela Ballinger zufolge trifft man dort gehäuft auf einen »antislawischen Chauvinismus«, der hauptsächlich von den Flüchtlingen aus Istrien, den so genannten *Esuli*, und ihren Nachkommen getragen wird, die in einem »Familienhaus voller Hass gegen die Slawen« aufgewachsen sind.<sup>8</sup>

Diese regionalspezifische Erinnerungskultur hat mittlerweile auf die gesamtitalienische übergreifen. 2005 schließlich ernannte die sich immer wieder einer antikommunistischen Rhetorik bedienende Regierung Berlusconi den 10. Februar zum nationalen Tag des Gedenkens an die *Foibe* sowie den italienischen Exodus aus Istrien und Dalmatien. Und die Rede des italienischen Präsidenten Giorgio Napolitano 2007 anlässlich dieses Gedenktages stellte eindrücklich unter Beweis, dass das »Schreckgespenst« des Panslawismus im heutigen kollektiven Gedächtnis der italienischen Nation noch immer nicht erloschen ist.

Zum großen Ärgernis seines kroatischen Kollegen Stipe Mesić erinnerte Napolitano in seiner Gedenkrede an einen »slawischen Annexionsplan«,

der ab 1943 das Ziel verfolgt habe, durch »ethnische Säuberungen« die italienische Präsenz in der Julischen Mark »auszulöschen«. Dazu sei eine »hasserfüllte und blutrünstige Bewegung« in Gang gesetzt worden, die »eine der größten Barbareien des vergangenen Jahrhunderts« am italienischen Volk verübt habe.<sup>9</sup>

Der Wiener Historiker Alojz Ivanišević konstatierte 2004 in seinem Panslawismus-Eintrag für das *Lexikon zur Geschichte Südosteuropas*, dass »der Panslawismus insgesamt nie ein konkretes politisches Programm war«. Als solches habe er nur als »Bedrohungsvorstellung in den Köpfen der deutschen und ungarischen Nationalideologen« des 19. Jahrhunderts existiert.<sup>10</sup> Das griechische und das italienische Beispiel zeigen allerdings eindrücklich, dass der Panslawismus weder allein bei Deutschen und Magyaren noch nur im 19. Jahrhundert für enorme Bedrohungsvorstellungen und integratives Potenzial bei Nicht-Slawen sorgte. Die Tatsache, dass er im Griechenland und Italien der 1940er Jahre mit »traumatischen« Ereignissen wie Bürgerkrieg und Gebietsverlust in Verbindung gebracht wurde, erklärt seine bis heute anhaltende Wirkmächtigkeit in beiden Nationalgesellschaften am Rande Ostmitteleuropas. **Abb. 3**

1 »Wir müssten die Grenzen dichtmachen.« Der griechische Ministerpräsident Mitsotakis über die Balkan-krise. In: *Der Spiegel* 25 (1992), S. 163–167, hier 164f.

2 ILIADIS, Periklis: *Anef oron i exontosis!* [Vernichtung ohne wenn und aber!]. In: *Foni Tis Kastorias* vom 23. Mai 1948, S. 1.

3 Makedonikon provlima kai kommounismos [Die makedonische Frage und der Kommunismus]. Hg. v. G' Soma Stratou [Drittes Armeekorps]. Thessaloniki 1949, S. 13f. u. 25.

4 WÖRSDÖRFER, Rolf: *Krisenherd Adria*

1915–1955. Konstruktion und Artikulation des Nationalen im italienisch-jugoslawischen Grenzraum. Paderborn 2004, S. 363ff.

5 Ebd., S. 490, Anm. 169.

6 Ebd., S. 516.

7 *Processo di Maria Pasquinelli. Il dramma della Venezia Giulia*. Hg. v. Giulia DEL BIANCO. Udine 1947. Quelle: [http://it.wikipedia.org/wiki/Maria\\_Pasquinelli](http://it.wikipedia.org/wiki/Maria_Pasquinelli) (Letzter Zugriff: 24.7.2010).

8 BALLINGER, Pamela: *History in Exile: Memory and Identity at the Borders of the Balkans*. Princeton 2003, S. 6ff.

9 *Intervento del presidente della repub-*

blica Giorgio Napolitano in occasione della celebrazione del »giorno del ricordo«, Palazzo del Quirinale, 10.02.2007. In: *Il sito ufficiale della presidenza della repubblica*. Quelle: <http://www.quirinale.it/elementi/Continua.aspx?tipo=Discorso&key=930> (Letzter Zugriff: 27.7.2010).

10 IVANIŠEVIĆ, Alojz: *Panslawismus*. In: *Lexikon zur Geschichte Südosteuropas*. Hg. v. Edgar Hösch und Karl NEHRING. Wien u.a. 2004, S. 513–515, hier 515.

ROBERT BORN · GÁBOR KÁRMÁN

# Ferenc Puskás

## Inszenierungen eines nationalen Mythos

Am 9. Dezember 2006 wurde in Budapest der nicht nur in Ungarn verehrte Ferenc Puskás zu Grabe getragen. Der erste Teil der Zeremonie fand im vormaligen Nép-Stadion statt, das fünf Jahre zuvor in Ferenc-Puskás-Stadion umbenannt worden war. Dort erwiesen Repräsentanten aus Sport, Kultur und Politik, FIFA-Spitzen wie Sepp Blatter und Michel Platini sowie der ehemalige IOC-Präsident Juan Antonio Samaranch dem Verstorbenen die letzte Ehre. Beeindruckt von der Inszenierung bemerkte der ebenfalls anwesende Franz

**Abb. 1** Eintreffen des Sarges von Ferenc Puskás in der St.-Stephans-Basilika, Budapest 2006

Beckenbauer, bislang sei noch kein Fußballspieler mit solch monumentalen Ehren zu Grabe getragen worden – fügte indes schnell hinzu, dass Puskás diese Form der Bestattung auf jeden Fall verdient habe.

Ferenc Puskás kam am 2. April 1927 in Kispeszt zur Welt, das heute zu Budapest gehört. In einem proletarisch geprägten Umfeld nimmt seine Fußballkarriere ihren Lauf. Unter Anleitung seines Vaters spielt der junge Puskás mit seinem Nachbarn und späteren Nationalmannschaftskameraden József Bozsik beim Kispesti AC, in dessen Erster Mannschaft er 1943 mit erst sechzehn Jahren debütierte. Aufgrund des Altersunterschieds nannten ihn die übrigen Spieler schon bald *öcsi*, die im Ungarischen übliche Bezeichnung für »kleiner Bruder«. Sie entwickelte sich schnell zu einer Art Künstlername, der generationenübergreifend bis heute eine feste Größe in der ungarischen Alltagskultur ist.

Die politischen Veränderungen nach 1945 machten auch vor dem Fußball nicht Halt. So wurde 1949 der Kispesti AC von der Armee übernommen



und in Anlehnung an die ungarische Bezeichnung für Wehrdienstleistende in Budapesti Honvéd SE umbenannt. Im Rahmen dieser Umstrukturierung rückten Puskás und Bozsik in den Offiziersrang auf. Dies brachte Puskás später auch die Bezeichnung »der galoppierende Major« ein. Puskás, der wegen seiner kleinen untersetzten Statur alles andere als ein »Kopfballungeheuer« war, beeindruckte durch sein effektives Spiel. Das dokumentieren eindrücklich die vor allem mit seinem gefürchteten Linken allein in der ersten Saison für Honvéd geschossenen fünfzig Tore.

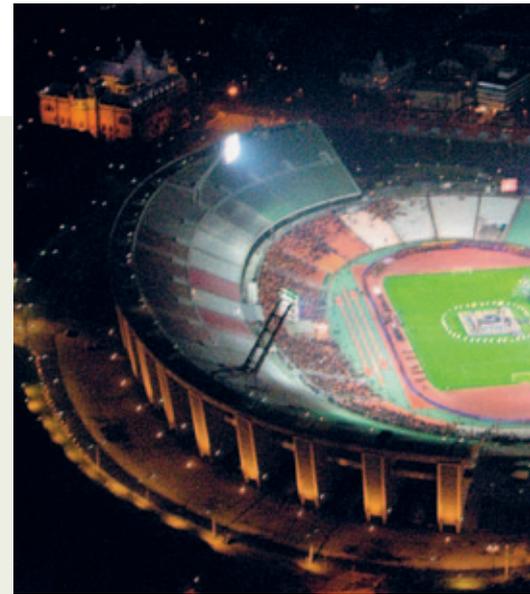
Nach 1950 festigte Puskás auch seine Führungsposition innerhalb der ungarischen Nationalelf, in der er im August 1945 zu seinem ersten Einsatz kam. Die »Goldene Elf« (*Aranycsapat*) genannte Auswahl zählte zu den weltweit stärksten Mannschaften und blieb von Mai 1950 bis zum WM-Finale am 4. Juli 1954 ungeschlagen. Ihre besondere Aura – und damit auch der Mythos »Puskás« – erreichte den Höhepunkt 1953 mit dem denkwürdigen 6:3-Sieg über England im Wembley-Stadion und einem fulminanten 7:1-Rückspielsieg im Budapester Nép-Stadion.

Der Erfolg der »Goldenen Elf« wurde nicht wegen ihrer späteren Niederlage im Berner Wankdorf-Stadion jäh unterbrochen, sondern vor allem durch die Ereignisse nach der Niederschlagung des Ungarischen Volksaufstandes von 1956. Puskás, der damals gerade mit Honvéd in Spanien weilte, verzichtete auf seine Rückkehr in die Heimat. Daraufhin erwirkten die ungarischen Funktionäre bei der FIFA für ihn zunächst eine Spielsperre von achtzehn Monaten, nach deren Ablauf Puskás einen Vertrag bei Real Madrid unterschrieb.

In Madrid trug er gemeinsam mit Alfredo Di Stéfano wesentlich dazu bei, die »Königlichen« für nahezu ein Jahrzehnt an der Spitze des europäischen Klubfußballs zu etablieren. Die Madrilenen gewannen mit ihm weitere dreimal den Europapokal der Landesmeister und sechsmal die nationale Meisterschaft. Da Puskás 1961 die spanische Staatsbürgerschaft angenommen hatte, startete er 1962 bei der Weltmeisterschaft in Chile für sein neues Heimatland. Vier Jahre später beendete er seine aktive Karriere in Spanien.

Die Haltung der ungarischen Staatsorgane gegenüber dem prominenten Spieler im Exil changierte zwischen anfänglichen Diffamierungskampagnen und schließlichem Ignorieren. Trotz seiner Nicht-

**Abb. 2/3** Trauerfeier für Ferenc Puskás im Ferenc-Puskás-Stadion, Budapest, 2006



erwähnung in den staatlichen Medien blieb Puskás durch seine Erfolge mit Real Madrid und später als Trainer von unter anderem Panathinaikos Athen in der Wahrnehmung der Fußballenthusiasten präsent.

Dies zeigte sich in der Begeisterung, mit der er 1981 bei seinem ersten Ungarnbesuch begrüßt wurde. Puskás war der Einladung zu einem Spiel einer Seniorenmannschaft gefolgt – einer Einladung, die retrospektiv als Geste des Kádár-Regimes gegenüber den »Dissidenten« interpretiert wird. In der offiziellen Lesart hatten »Dissidenten« – anders als die Emigranten – Ungarn nicht aus politischen, sondern wirtschaftlichen Gründen verlassen.

In den 1980er Jahren besuchte Puskás Ungarn mehrmals und kehrte nach der »Wende« von 1992 sogar wieder in seine alte Heimat zurück. Dort übernahm er 1993 für kurze Zeit das Amt des Nationaltrainers, das er jedoch nach drei sieglosen Spielen niederlegte. In den darauf folgenden Jahren beteiligte sich Puskás an inoffiziellen öffentlichen Treffen der noch lebenden Spieler der »Goldenen Elf«. Die staatlichen Stellen indes agierten auf dem Feld der Erinnerungspolitik zunächst verhältnismäßig indifferent. Ihre einzige öffentlichkeitswirksame Initiative war die Umbenennung des Nép-Stadions

Der Kunsthistoriker **ROBERT BORN** und der Historiker **GÁBOR KÁRMÁN** arbeiten in der Projektgruppe »Osmanischer Orient und Ostmitteleuropa«. Ihr Puskás-Beitrag basiert auf einem Manuskript, das sie auf der GWZO-Jahrestagung 2010 »Zwischen Konfrontation und Integration. Ostmitteleuropäische Facetten des Massenphänomens Fußball« zur Diskussion stellten.



(Volksstadion) in Ferenc-Puskás-Stadion, die 2002 zu Ehren des 75. Geburtstages von Puskás stattfand. Für den Geehrten kam sie allerdings zu spät, da er inzwischen an Alzheimer erkrankt war und im Krankenhaus lag.

Das Desinteresse ungarischer Institutionen, die Erinnerung an Puskás als eine nationale wie internationale Fußballlegende aufrecht zu halten, illustriert ein Ereignis, das sich ein Jahr vor Puskás' Tod abspielte. Damals sahen sich seine Angehörigen gezwungen, einen Großteil von Erinnerungsstücken wie Trikots und Schuhe zu verkaufen, um die Kosten von Puskás' langjährigem Krankenhausaufenthalt zu decken. Während seine persönlichen Gegenstände von einem fußballbegeisterten Unternehmer erworben wurden, monierte die Presse, dass durch die Zurückhaltung des Staates die einmalige Chance vertan wurde, dereinst die Puskás-Memorabilien geschlossen museal präsentieren zu können. Das steht für einen Trend: Bislang sind es stets Privatpersonen, die mit ihren Initiativen die Erinnerung an die erfolgreichste Periode im ungarischen Fußball aufrechterhalten.<sup>1</sup>

Das Nebeneinander unterschiedlicher und in Teilen miteinander konkurrierender Initiativen wie auch Deutungen rund um Ferenc Puskás und die von ihm geführte »Goldene Elf« bestimmten auch die Inszenierungen von Puskás' Tod am 17. November 2006. So wählte Real Madrid einen stillen Modus des Gedenkens: Vor der Partie wurde auf dem Rasen des Bernabéu-Stadions ein Cello-Stück gespielt, während die Mannschaft geschlossen Aufstellung nahm. Diese Form der Kommemoration über-

nahmen auch einige ungarische Mannschaften.

Für die zentrale Erinnerungsfeier in Budapest am 9. Dezember 2006 wurde hingegen ein monumentaler Stil gewählt. Diese Festlegung war nicht allein als Referenz an die Popularität des Verstorbenen gedacht, sondern auch durch die politischen Ereignisse bedingt. Im Juni 2006 hatte sich die Spitze der Ungarischen Sozialistischen Partei (MSZP) zu einer Klausurtagung in Balatonőszöd versammelt, auf der Ministerpräsident Ferenc Gyurcsány versuchte, sich die Unterstützung seiner Partei für schmerzhaft und deshalb unpopuläre Reformen zu sichern. Die mit Kraftausdrücken durchgesetzte »Kabinettsansprache« und die auf die Parlamentswahlen von 2006 bezogene Aussage, man habe »morgens, mittags und abends gelogen, um die Wahlen zu gewinnen«, gelangte im September an die Öffentlichkeit.

Dies führte zu Massenprotesten, die in einem Sturm auf das Gebäude des Ungarischen Staatsfernsehens und Straßenschlachten gipfelten. Die Demonstrationen erhielten durch die Überlappung mit dem 50. Jahrestag der Volkserhebung von 1956 eine zusätzliche Brisanz. Protestierer deuteten diese Koinzidenz auch dahin gehend, dass immer noch gegen die im Lande herrschenden Sozialisten und deren Polizeistaat gekämpft werden müsse.

Vor diesem Hintergrund legte Puskás' Witwe dem Ministerpräsidenten nahe, nicht an den Beerdigungsfeierlichkeiten teilzunehmen. Dies war insofern ungewöhnlich, als die Zeremonie durch staatliche Mittel finanziert wurde. Gleichzeitig gelang es Vertretern der Rechten, im Organisationskomitee die Deutungshoheit zu erlangen. Puskás' Witwe hatte



Pál Schmitt mit der Gründung des Komitees betraut, einen zweifachen Mannschaftsolympiasieger im Degenfechten und hochrangigen Sportfunktionär, seit August 2010 ungarischer Staatspräsident. Für die Dramaturgie wurde der Regisseur Gábor Koltay beauftragt, bekannt durch Monumental- und Historienfilme wie *Landnahme* (Honfoglalás) oder *Sacra Corona*, in denen er zentrale Ereignisse der ungarischen Geschichte mystifizierte. Außerdem hatte Koltay bereits 1993 die Beerdigung von József Antall inszeniert, dem ersten frei gewählten Ministerpräsidenten Ungarns. Koltay machte es sich zum Ziel, die Puskás-Beerdigung als Ereignis zu präsentieren, von dem eine versöhnliche Wirkung auf die »gespaltene Nation« ausgehen sollte.

Als Stationen der Zeremonie wählte man die St.-Stephans-Basilika, das Ferenc-Puskás-Stadion und den Heldenplatz aus. Für die Bestattung in der Basilika – und gegen den als eine Art nationales Pantheon fungierenden Kerepeser Friedhof – entschieden sich die Angehörigen aus familiären Gründen. Die Ortswahl kam jedoch auch den Zielen des Komitees entgegen, da die zwischen 1851–1905 erbaute Anlage ursprünglich als Hauptkirche des Budapester Bürgertums galt. Der Sakralbau wurde nicht zuletzt durch die Aufbewahrung der Reliquie der mumifizierten rechten Hand des Heiligen Stephan, erster König von Ungarn (1000–1038), zur führenden Kirche im Staat. Diese Verbindungen wurden bereits im Vorfeld

der Beerdigungsfeier gesehen und zum Teil ironisierend kommentiert. So wurde Puskás' berühmter linker Fuß als Gegenpart der heiligen Rechten gedeutet und ihm eine kultische Verehrung prophezeit.

In der St.-Stephans-Basilika hatte die Bevölkerung Gelegenheit, Abschied von Puskás zu nehmen.<sup>Abb. 1</sup> Diese Plattform nutzte auch Gyurcsány, was ihm die Kritik der Öffentlichkeit einbrachte. Am 9. Dezember, deklariert zum Nationaltrauertag, wurde der Sarg mit Puskás' sterblichen Überresten in das vormalige Nép-Stadion überführt. Das zwischen 1948 und 1953 erbaute Volksstadion fasste ursprünglich einmal 100.000 Zuschauer und entstand wie auch andere zeitnah in den Ostblockstaaten durch Massenarbeitseinsätze errichtete Anlagen als Ort für Propagandaveranstaltungen des Regimes. In Budapest allerdings wird diese historische Schicht durch die Erinnerung an die »Goldene Elf« überlagert. Als deren ehemalige Spielstätte erfreut sich die Budapester Arena großer Beliebtheit und gilt als positiv besetzter Erinnerungsort.

Der Beerdigungszeremonie für den Kapitän der Goldenen Mannschaft wohnten jedoch weitaus weniger Zuschauer bei als erwartet, was wohl nicht nur dem auffälligen Zustand der Anlage geschuldet war.<sup>Abb. 2</sup> Im Zentrum der Inszenierung stand eine riesige Bühne, deren Ecken von Pylonen markiert

**Abb. 4** Militärparade auf dem Heldenplatz, Budapest 2006

wurden, auf denen in Schalen Feuer brannten. In der Mitte der Bühne befand sich ein Podest, auf dem der von einer Ehrengarde umgebene Sarg erhöht positioniert wurde. Die Uniformen waren in Anlehnung an die Husarenuniformen gestaltet. **Abb. 3**

Auf einem Podest gegenüber sprachen neben ehemaligen Mitspielern und internationalen Funktioniären auch politische Repräsentanten Ungarns. Dabei war auffallend, dass die für den Sport zuständige Ministerin der Sozialisten nur eine kurze Rede halten durfte, während den politischen Rechten weitaus mehr Raum zugebilligt worden war. Vor allem der Auftritt von László Tőkés verdient Beachtung, der in einer quasi politischen Rede zwar eine Reform des ungarischen Fußballs forderte, sich aber gleichzeitig als calvinistischer Bischof der Diözese Királyhágómellék (Rumänien) und Vertreter der ungarischen Minderheiten in Ungarns Nachbarstaaten äußerte. Seiner argumentativen Richtung entsprach die augenfällige Inszenierung von Paaren und Frauen in Volkstrachten, bei denen es sich aber nicht um Trachten handelte, die einer bestimmten Region zuzuordnen wären, sondern um eine volkstümliche Chiffre für das Ungarische schlechthin. Dergestalt wurde der Sarg mit dem zeitlebens apolitisch agierenden Puskás zum Symbol der Einheit der ungarischen Nation stilisiert.

Die im Stadion schon merkliche Stilisierung zum Nationalhelden erfuhr dann auf dem Budapester Heldenplatz ihre Steigerung. **Abb. 4** Vor den Reiterstatuen der mythischen Fürsten der ungarischen Landnahme verabschiedeten die Organisatoren Puskás mit militärischen Ehren, wobei auf seinen militärischen Rang verwiesen wurde.<sup>2</sup> Neben diesem wohl eher vorgeschobenen Argument dürften es vor allem die hier in jüngerer Vergangenheit vollzogenen symbolischen Handlungen gewesen sein, die für die Entscheidung maßgeblich waren, den Heldenplatz als Station zu erwägen.

Der Heldenplatz war nicht nur über alle Systeme hinweg ein zentraler Ort für Massenkundgebungen. Im Juni 1989 kam eine zusätzliche Sinnschicht hinzu,

als dort anlässlich der Umbettung Imre Nagys und seiner Mitstreiter der Volkserhebung von 1956 eine feierliche Zeremonie stattfand. Sie knüpfte wiederum an die ungarische Tradition der Umbettung im Exil verstorbener Nationalhelden an, darunter Fürst Ferenc Rákóczi II. (1906) oder der Komponist Béla Bartók (1988).<sup>3</sup> Dieses Phänomen, das von der Anthropologin Katherine Verdery mit postsozialistischen Umbruchprozessen erklärt wird, bildet eine weitere semantische Schicht in der Inszenierung von Puskás' Bestattung, auch wenn dieser mehr als ein Jahrzehnt vor seinem Tode nach Ungarn zurückgekehrt war.

Über den Budapester Andrassy-Prachtboulevard gelangte der Begräbniszug wieder in die St.-Stephans-Basilika, wo die Einsegnung erfolgte, an der nur Familie und Freunde teilnahmen. Unter Letzteren befand sich auch der charismatische Oppositionsführer Viktor Orbán. Zwar gilt der 2010 erneut zum Ministerpräsidenten gewählte Orbán als bekennender Fußballfan und aktiver Spieler – und vor diesem Hintergrund ist sicherlich auch der von ihm gern gebrauchte Schlachtruf »Hajrá Magyarország, hajrá magyarok!« (Auf geht's ungarisches Land, auf geht's ungarisches Volk) zu sehen, der deutliche Parallelen zum Namen von Silvio Berlusconis politischer Bewegung »Forza Italia« aufweist. Dennoch dürften die Gründe für Orbáns Teilnahme am familiären Teil der Bestattungszeremonie wohl primär den politischen Sympathien von Puskás' Witwe geschuldet beziehungsweise in ihrem fehlenden Widerstand gegen den Druck seitens des Organisationskomitees zu suchen sein.

Die damalige politische Konstellation, aber auch der völlig überzogene Stil der Inszenierung haben die Figur Ferenc Puskás nicht zu einem einenden Faktor werden lassen, wie viele das in der kritischen Situation Ende 2006 gehofft hatten. Den Versuchen zum Trotz, Puskás politisch zu vereinnahmen, lebt das positive Bild von ihm in breiten Teilen der ungarischen Bevölkerung fort – und nicht nur dort. Die FIFA wählte ihn unlängst zum Namensgeber des von ihr initiierten Preises für das schönste Tor des Jahres: *Puskás Award*.

**1** Wie ein ehemaliger Arzt, der am Theissufer in Szeged zum 50. Jahrestag des legendären Wembley-Sieges ein Denkmal für die »Goldene Elf« stiftete.

**2** Das Denkmal entstand 1896 aus Anlass der Budapester Millenniumsausstellung, die zu Ehren der ungarischen Landnahme veranstaltet wurde.

**3** Nach 1989 wurden die Überreste weiterer Politiker wie Miklós Horthy (1993) oder Kardinal József Mindszenty (1991) zurück nach Ungarn geholt.

STEFAN TROEBST

# Konzentrische Kreise oder Haleckische Geschichtsregionen?

Kommentar zu Claus Leggewies *Schlachtfeld Europa*

Souverän Fragen danach beiseite schiebend, ob »transnationale Erinnerung« vorstellbar ist, ob von der Existenz einer »europäischen Identität« ausgegangen werden kann und ob beide Bereiche womöglich bereits eine »europäische Erinnerungskultur« konstituieren, hat Claus Leggewie »Anker und Fluchtpunkte einer supra- und transnationalen Erinnerung« der Europäer benannt.<sup>1</sup> Dabei identifizierte er sieben Themenfelder und ordnete diese »konzentrischen Kreisen« gleich an. Die ersten fünf sind »die großen Katastrophen des langen 20. Jahrhunderts«, nämlich Holocaust, Gulag, ethnische Säuberung, Armeniergenozid und Kolonialismus. Der sechste Kreis, »Europa als Einwanderungskontinent«, ist ambivalenter Natur, und nur der siebte, »Europas Erfolgsgeschichte nach 1945«, wird eindeutig positiv konnotiert. Aber wo bleibt das (übrige) Positive, etwa die Erinnerungsorte »1945« oder »1989«? Sicher eignen sich die von Leggewie genannten EU-Erreugenschaften wie »Vertragswerke, Währungsunion und offene Grenzen« nur bedingt als gesamteuropäische *lieux de mémoire*, doch was ist mit »Demokratie« und »Rechtsstaatlichkeit«, mit »Diktaturüberwindung«, »Wohlfahrtsstaat«, »Menschenrechten« und »Frieden«?

Aber der Reihe nach: Unbestritten ist mittlerweile die Funktion der Holocaust-Erinnerung als memorialer Nucleus – auch über die Grenzen nationaler Gedächtnisse der Europäer hinweg: Dieser präzedenzlose Zivilisationsbruch ist das Auge des Hurrikans des europäischen 20. Jahrhunderts, und dies ungeachtet dessen, dass seine Bezeichnung eine in Vergessenheit geratene bizarre, da im Wortsinne faschistische Vorgeschichte hat: *Città olocausta* nannten in den 1920er Jahren italienische Nationalisten und Mussolini-Anhänger die Stadt Fiume, das vormals habsburgische St. Veit am Flaum, das dem neuen Königreich der

Serben, Kroaten und Slowenen, dem späteren Jugoslawien, unter dem Namen Rijeka zugeschlagen wurde.

Auch der zweite Kreis, die Erinnerung an den Sowjetkommunismus Stalinscher Prägung und seine Opfer, ist mitnichten ein lediglich regionalspezifisch osteuropäischer, sondern ein gesamteuropäischer, wie zuletzt Tony Judt in seinem Nachkriegsbuch am Beispiel der Selbststalinisierung französischer, italienischer und anderer westeuropäischer Intellektueller eindringlich gezeigt hat.<sup>2</sup>

Leggewies dritter Kreis indes, die ethnopolitisch motivierte Zwangsmigration vulgo ethnische Säuberung, kann wohl ungeachtet der europaweiten Ausstrahlung des postjugoslawischen Szenarios kaum als »gesamteuropäisches Trauma« gelten. Vielmehr handelt es sich um eine traumatische Erinnerung primär zentral- und osteuropäischer Gesellschaften, die für Portugiesen und Briten, Niederländer und Norweger nur schwache Prägekraft besitzt.

Spiegelverkehrtes Gegenstück ist der fünfte Kreis des Kolonialismus-Gedächtnisses als dezidiert west- und südeuropäisches Strukturmerkmal, das in der Osthälfte Europas keine Entsprechung findet –

**STEFAN TROEBST** ist Professor für Kulturstudien Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig und Stellv. Direktor des GWZO sowie derzeit Fellow am Imre-Kertesz-Kolleg »Europas Osten im 20. Jahrhundert. Historische Erfahrungen im Vergleich« der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Sein hier abgedruckter Artikel erschien in der Festschrift: *Kultur im Konflikt. Claus Leggewie revisited*. Hg. v. Christoph BIEBER, Benjamin DREHSEL, Anne-Katrin LANG. Bielefeld 2010, S. 49–54. Zuletzt veröffentlichte er zum Thema: *Postdiktatorische Geschichtskulturen im Süden und Osten Europas. Bestandsaufnahme und Forschungsperspektiven*. Hg. v. Stefan TROEBST. Göttingen 2010.

sieht man vom bereits im 18. Jahrhundert versunkenen Herzogtum Kurland mit seinen überseeischen Besitzungen Trinidad und Tobago einmal ab.

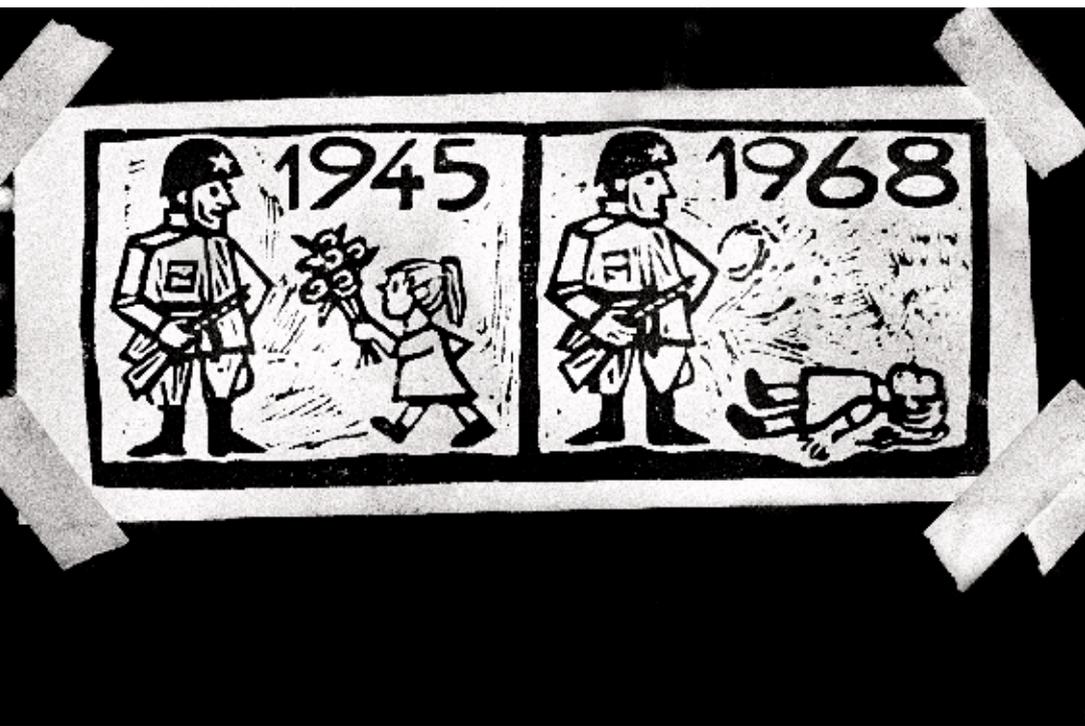
Ein in mehrfacher Hinsicht interessantes Phänomen ist der Leggewiesche vierte Kreis, der nur auf den ersten Blick für die Europäer marginale Völkermord an den Armeniern 1915 im osmanischen Imperium der drei Kontinente. Dass, wie Leggewie annimmt, das Vorhandensein einer türkischen Diaspora in Westeuropa, das Streben der Türkei in die Europäische Union (EU) und die Islam-Aversion vieler Europäer hierfür den Ausschlag geben, trifft zweifellos zu. Doch eine mindestens ebenso bedeutende Rolle spielt dabei die vermeintliche Nicht-Europäizität des Geschehens sowie seine räumliche wie kulturelle Distanz, also der »Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht nass!«-Effekt. Gerade dies aber belegt, wie kurz und löchrig das Gedächtnis EU-Europas ist, waren doch dessen heutige Mitglieder Deutschland, Bulgarien und, in ihrer Eigenschaft als Nachfolgestaaten der Doppelmonarchie, auch Österreich, Ungarn, die Tschechische Republik, die Slowakei, Slowenien, Italien sowie Rumänien im Ersten Weltkrieg Verbündete des Sultans – und damit Komplizen des grausamen Geschehens in Ostanatolien.

Sicher keine gesamteuropäische Erinnerungsklammer stellt Leggewies sechster Kreis dar: »Europa als Einwanderungskontinent«. Was für den »alten Westen« zutrifft, passt auf den »alten Osten« nicht, handelt es sich doch hierbei um einen – halben – »Auswanderungskontinent«. Charakteristika sind hier seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert ökonomisch und politisch bedingte Emigration, wohingegen die (zahlenmäßig bescheidene) Immigration aus anderen Kontinenten, zum Beispiel von Chinesen aus Hongkong nach Ungarn oder von Asylsuchenden aus Afrika nach Bulgarien, eine Folge des Epochenjahrs 1989 ist. Erinnerungskulturelle Prägekräft kommt dem (noch) nicht zu. Dasselbe gilt für innerosteuropäische Migrationsprozesse, etwa von Tschetschenen nach Polen, von Weißrussen nach Litauen oder von Ungarn aus dem rumänischen Siebenbürgen und der serbischen Vojvodina nach Ungarn. Schon eher könnte man hier an die quantitativ beträchtliche binneneuropäische Ost-West-Wanderung seit 1917 denken – Russen nach Deutschland, Armenier nach Frankreich, Ungarn in die Schweiz, Tschechen nach Italien, Kosovoalbaner nach Schweden, Moldauer nach Spanien und so weiter.

Und auch der siebte Kreis, die erfolgreiche Integrationsgeschichte Europas, steht zuvörderst für einen



**Abb. 1** Georgi-Dimitrov-Mausoleum, Sofia, 1995 (Sprengung 1999)



in der Westhälfte vonstatten gehenden Prozess, der erst nach 1989 beziehungsweise ab 2004/2007 die Osthälfte erreichte. Erinnerungskulturelle Prägung paneuropäischer Observanz weist er dort kaum auf.

Dass die Leggewieschen sieben Kreise ein *work in progress* sind, hat ihr Konstrukteur 2008 in einer Diskussion in Leipzig im Rahmen des Internationalen Forums der GESCHICHTSWERKSTATT EUROPA der Bundesstiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft ausdrücklich eingeräumt. Dabei kam die Sprache auf den bemerkenswerten wie merkwürdigen Umstand, dass die historisch gesehen akuteste, längste und fundamentalste Bedrohung der gesamten Existenz der Europäer in der Moderne in ihrem Gedächtnis so gut wie keine Rolle spielt: die atomare Bedrohung in den Jahrzehnten des Kalten Krieges. Wie ist dies angesichts des Umstandes zu erklären, dass etwa die internationale Finanzkrise des Jahres 1929, ja selbst die wesentlich schwächere Ölkrise von 1973 in der Erinnerung etlicher europäischer Nationalgesellschaften deutlich präsenter sind als das, was einst »nuklearer Holocaust« genannt wurde? Stumpft *longue durée* erinnerungskulturell ab? Geht in kollektiven Gedächtnissen Faktizität vor Potenzialität, ungeachtet der Dimension? Und müssten folglich den sieben konzentrischen Kreisen »transnationaler Erinnerung« in Europa nicht eine Reihe von Kreisen »europäischer Verdrängung« zugeordnet werden?

So anregend Leggewies Modell einer gesamt-europäischen Erinnerungskultur auch ist, so deutlich lässt es doch zugleich die gravierenden nationalen und mesoregionalen Unterschiede hervortreten. Bei der erinnerungskulturellen Binnengliederung Europas leisten die *Limits and Divisions of European History*, die Oskar Halecki in seinem Buch von 1950 identifiziert hat, bis heute gute Dienste: In seinem nordamerikanischen Exil identifizierte der aus Wien gebürtige Historiker polnisch-kroatischer Herkunft ein transatlantisches »Westeuropa«, ein deutschsprachiges »Westmitteleuropa«, ein multiethnisches »Ostmitteleuropa« sowie ein russisch dominiertes »Osteuropa«.<sup>3</sup> Nicht zuletzt in dem Umstand, dass Haleckis historisch-religiös-kulturelles Gliederungsmodell im Übergang vom Zweiten Weltkrieg zum Kalten Krieg entstanden ist, liegt seine Erklärungsmacht für die Gedächtnislandschaften der Europäer in der Gegenwart. **Abb. 1**

Doch auch Haleckis vier europäische Geschichtsregionen sind mit Blick auf Europas Erinnerungskulturen zu grobmaschig, wie ein Blick auf eine von ihnen, nämlich auf »Ostmitteleuropa« belegt. »1938« etwa ist eine Gedenkikone für die Tschechen: Sie steht für den Anfang vom Ende der demokratischen Tschechoslowakei durch die Aggression des Dritten Reiches. Anders die Perzeption der Slowaken, die damit die staatliche Wiedergeburt, ermöglicht durch eben dieses Dritte Reich, verbinden. »1968« hingegen symbolisiert für Tschechen *und* Slowaken das

**Abb. 2/3**

Plakate zum  
Prager Frühling,  
Prag, 1969

**Abb. 4**

*Grunwald 1410 –  
Berlin 1945,*  
Plakat von Tadeusz  
Trepkowski, 1945



Trauma der Okkupation durch sowjetische und andere Warschauer-Pakt-Truppen – im Gedächtnis von zumindest indirekt beteiligten Nationalgesellschaften, wie etwa Litauern oder Bulgaren, markiert dieses Jahr eher eine Leerstelle denn einen Einschnitt. <sup>Abb. 2/3</sup> Noch divergierender ist die Deutung von 1945, das in Polen für »Jalta«, in der Tschechischen Republik hingegen für »Rückkehr zur demokratischen Eigenstaatlichkeit« steht. Weitere Beispiele divergierender ostmitteleuropäischer Gedächtnisse wären die nationalen Deutungen von »1939«, »1948« und »1956«, gar »1989«. <sup>Abb. 5</sup>

Die beiden schwedischen Politikwissenschaftler Joakim Ekman und Jonas Linde haben daher unlängst die Kommunismuserinnerung samt positiven wie negativen Ausschlägen in den heute zur EU gehörenden Transformationsgesellschaften empirisch untersucht. <sup>6</sup> Dabei kommen sie zu dem Ergebnis, dass zum einen die baltischen Staaten insofern eine besondere Gruppe bilden, als hier das Nostalgielevel niedrig und im Zeitraum 1993–2004 nur minimal gestiegen ist – mit Lettland als regionalem Spitzenreiter. Zum anderen konstatieren sie, dass der Anteil derjenigen Befragten, die eine Rückkehr zum vormundschaftlichen Staat sowjetischer Prägung befürworten, bei den übrigen neuen EU-Mitgliedern deutlich höher als im Baltikum ist – mit Bulgarien auf dem ersten Platz. Den größten Nostalgiesprung hat zwischen 1993 und 2004 die Slowakei gemacht – von Platz 6 auf 2 – während die Tschechische Republik

klarer Tabellenletzter ist und es die heftigsten Ausschläge in beide Richtungen in Polen gegeben hat. Insgesamt ist der Anteil der Staatssozialismus-Nostalgiker in fast allen EU-Staaten Ostmittel- und Südosteuropas seit 1989 gestiegen. Einziger Ausreißer dieses Trends ist Ungarn, wo der Zustimmungswert zu einer Rückkehr zum Kommunismus sank. Mit anderen Worten: Im Haleckischen »Ostmitteleuropa« ist die Erinnerung an die Periode sowjetischer Hegemonie ebenso unterschiedlich wie volatil. Wir können versuchen, sie zu messen, zu kartieren und zu kategorisieren – es bleibt aber der schwierige Versuch des Treffens eines beweglichen Ziels. Und das ist mit Blick auf »Westeuropa«, »Westmitteleuropa« und »Osteuropa« nicht viel anders, denkt man etwa an die von Richard von Weizsäcker 1985 höchst erfolgreich vorgeschlagene Umdeutung des deutschen Erinnerungsortes »8. Mai 1945« von einer »Niederlage« zu einer »Befreiung«.

Nicht gänzlich überzeugen kann Leggewies Kunstgriff, die Europäer zum »größten Noch-Nicht-Volk der Erde« zu ernennen, dem dann, gleich seinen Einzelnationen, »ein gemeinsames Geschichtsbewusstsein« zugeschrieben werden kann. Dies gilt trotz oder gerade wegen des Verweises auf Ansätze zur Musealisierung der Geschichte des europäischen Integrationsprozesses, so auf die mit »C'est notre histoire« überschriebene Ausstellung 2007/08 in Brüssel. Auch das ebenso auf das 20. Jahrhundert aus-



**Abb. 5**  
Fall der Berliner Mauer,  
Berlin, 1989

gerichtete, aber wesentlich breiter und größer konzipierte Haus der Europäischen Geschichte

der EU, das derzeit gleichfalls in der belgischen Hauptstadt entsteht, dürfte daran wohl nichts ändern. Denn dessen chronologisch angelegte Konzeption zielt auf das Ideal der Vollständigkeit und geht von einer imaginären Quintessenz europäischer Nationalgeschichten aus. Herausgekommen ist ein kleinster gemeinsamer Nenner samt zahlreichen nationalen Extrawürsten. Wirklich große Linien und innovative Interpretationen sind daher kaum erkennbar, und der rote Faden ist, wenig originell, der *Europagedanke* in seiner »politisch korrekten« Form. Außer Acht gelassen werden dabei Europakonzeptionen der extremen Rechten und Linken, desgleichen die Europa ja gleichfalls konstituierenden und nicht selten ebenso wirkungsmächtigen Anti-Europa-Diskurse.

Welch unwegsames Terrain die europäische Erinnerungslandschaft derzeit ist, zeigt überdies das Schicksal anderer Europa-Museumsprojekte, so das Scheitern des Musée de l'Europe in Brüssel, die trotz

mehrfacher Ankündigungen noch immer nicht erfolgte Eröffnung des Musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée in Marseille sowie das sang- und klanglose Ende des Bauhauses Europa in Aachen – trotz massivem *genius loci*-Vorteil. Wenn selbst politisch gut vernetzte, aus prominenten europäischen Intellektuellen bestehende schlagkräftige Lobbygruppierungen noch nicht einmal ein den Nerv europainteressierter Europäer treffendes Europamuseum zustande bringen, wie soll dann die EU-Bürokratie ein in sämtlichen Mitgliedsstaaten nicht nur akzeptiertes, sondern als signifikant und repräsentativ anerkanntes gesamteuropäisches Geschichtsbild herbeiadministrieren?

Das globalisierungsbedingte Schlagwort von der Provinzialisierung Europas, das nicht zuletzt wegen der eurozentristischen Nabelschau Brüsseler Spielart seine Berechtigung hat, gewinnt so eine zusätzliche Dimension. Der »europäische Traum« nimmt sich diesbezüglich als Phänomen der Außenperspektive aus, wie auch die Traumata des europäischen 20. Jahrhunderts im Innern keine Folgewirkung in Form einer von Leggewie (wunsch)gedachten »transnatio-

nenalen Erinnerung und europäischen Identität« entfalten wollen. Die von ihm gebrauchte doppeldeutige Metapher von der »geteilten Erinnerung« – gemeint sind die semantischen Ebenen »geteilten Leides« (oder Freude) einerseits und eines in mehrere Teile zerlegten vormaligen Ganzen andererseits – erweist sich daher vor allem in ihrer auf Separation zielenden Bedeutungshälfte als zutreffend. Vielleicht ist es kein Zufall, dass dieser Doppelsinn des Verbs »teilen« eine Besonderheit des Deutschen ist. Das Englische etwa hält kein polyvalentes Synonym bereit; hier gibt es eine nicht überbrückbare Trennung zwischen *shared memory* und *divided memory*.

Dass Europa in erinnerungskultureller Hinsicht auch weiterhin ein »Schlachtfeld« bleiben wird, wie Leggewies Aufsatztitel signalisiert, ist mehr als wahrscheinlich. Dem multiplen Erinnerungsjahr 2009 mit seinen divergierend interpretierten Jubiläen »1789«, »1939«, »1949« und »1989« ist 2010 gefolgt: In Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Dänemark, Norwegen und den baltischen Staaten wird in diesem

Jahr der Erinnerungsort »1940« (Okkupation durch das nationalsozialistische Deutschland beziehungsweise die Sowjetunion Stalins), in Polen, Litauen, Weißrussland und neuerdings auch in der Russländischen Föderation, weniger hingegen in Deutschland, der *lieu de mémoire* »1410« (Schlacht bei Grunwald/Žalgiris/Hrjunval'd/Tannenberg gegen den Deutschen Orden) kommemoriert werden – in ganz unterschiedlicher sowie mitunter in innergesellschaftlich beziehungsweise zwischenstaatlich konflikträchtiger Art und Weise. <sup>Abb. 4</sup>

Das Nachdenken und Diskutieren über Möglichkeiten und Grenzen eines gesamteuropäischen Gedächtnisses wird also nicht nur weiterhin aktuell bleiben und (hoffentlich!) Erkenntnisfortschritte bringen, sondern mutmaßlich auch an Bedeutung zunehmen – sowohl auf dem Sonnendeck der in Formierung befindlichen EU-Geschichtspolitik als auch im Maschinenraum kultur- und sozialwissenschaftlicher Forschung zu den Erinnerungskulturen Europas.

1 LEGGEWIE, Claus: Schlachtfeld Europa. Transnationale Erinnerung und europäische Identität. In: *Blätter für deutsche und europäische Politik* 2 (2009), S. 81–93. Siehe auch LEGGEWIE, Claus/LANG, Anne-Katrin: *Der Kampf um die europäische Erinnerung. Ein Schlachtfeld wird besichtigt*. München 2011.

2 JUDT, Tony: *Postwar. A History of Europe since 1945*. New York 2005.

3 HALECKI, Oscar: *The Limits and Divisions*

of European History. London–New York 1950.

4 Dazu u.a. TROEBST, Stefan: *Halecki Revisited: Europe's Conflicting Cultures of Remembrance*. In: *A European Memory? Contested Histories and Politics of Remembrance*. Hg. v. Bo STRÄTH und Małgorzata PAKIER. London–New York 2010, S. 56–63.

5 Siehe TROEBST, Stefan: *Jalta versus Stalingrad, GULag versus Holocaust*.

*Konfigurierende Erinnerungskulturen im größeren Europa*. In: *Berliner Journal für Soziologie* 3 (2005), S. 381–400.

6 EKMAN, Joakim/LINDE, Jonas: *Found Memories of Dictatorship? Nostalgia and Support for Democracy in Post-Communist Europe*. In: *Totalitarismus und Transformation. Defizite der Demokratiekonsolidierung in Mittel- und Osteuropa*. Hg. v. Uwe BACKES, Tytus JASKUŁOWSKI und Abel POLESE. Göttingen 2009, S. 241–260.

CHRISTINE GÖLZ

# Wenn der Narr sich zum Idioten macht

Von einem der auszog, ein kleines Glück zu suchen

Lässt man die tschechische Filmproduktion der Nachwendejahre Revue passieren, drängt sich bei Titeln wie *Die Eigenbrödler* (Samotáři), *Geschichten des alltäglichen Wahnsinns* (Příběhy obyčejného šílenství) oder *Irrsinn* (Šílení) der Verdacht auf, Saša Gedeon habe 1999 seinen ersten abendfüllenden Spielfilm geradezu hellsichtig *Die Rückkehr des Idioten* (Návrat idiota) genannt. Auch eine Reihe weiterer, weniger eindeutig ausgewiesener Filme profilieren närrische Figuren.<sup>1</sup> Nicht zuletzt wegen der immer wiederkehrenden Schauspieler, von denen einige zudem im Fernsehen als blödelnde Kunstfiguren auftreten,<sup>2</sup> entsteht der Eindruck, einen einzigen großen Narrenfilm zu sehen.

Einleitend sei hier nur einer dieser »neuen« Narren herausgegriffen, um anzudeuten, wie er sich zum Idioten macht. Denn wie auch in anderen der analysierten Filme ist in der Komödie *Geschichten des alltäglichen Wahnsinns* (Petr Zelenka, 2006) die Narrenfigur zwar mit dem Anderssein, dem Marginalisierten, dem Un- und Wahnsinn verknüpft, doch kommt das im Narren, Schelm oder Idioten traditionell angelegte kritische Potenzial nicht zum Tragen. Der zur Figur gewordene Ausstieg aus der Vernunft wird nicht als gewählte schlitzohrige oder tragische Strategie vorgeführt. Der Protagonist spielt nicht mehr, sondern ist der Idiot, als der er erscheint. Ihn zeichnen keine die gesellschaftliche Doxa und ihre Wertesysteme imitierenden und darüber entlarvenden Handlungen aus – und auch keine Verweigerungsgesten, die Wahnsinn und Flucht aus der Vernunft bedeuten können. Vielmehr sind es seine Absonderlichkeiten, die ihn nicht etwa alarmierend abschreckend, sondern liebenswert sein lassen und wiederum andere idiotische Figuren anziehen. Sein Anderssein, seine absurden Handlungen sind es denn auch, die ihn dem eigent-

lichen Ziel näher bringen. Dieses liegt nicht etwa auf einer höheren Stufe der gesellschaftlichen Hierarchie oder im Zentrum ihrer Diskurse, und auch nicht in der utopischen Inversion ihrer Gesetze oder der Etablierung einer besseren Ordnung. Es liegt da, wo sich der Narr bereits befindet – am Rand. Dort sucht er das Glück, ein kleines privates Glück einer imaginären postideologischen Idylle. Dass er es nicht erreicht, lässt die Filme nicht etwa tragisch enden. Die Narren verschwinden einfach oder verpuffen wortwörtlich – und alles bleibt, wie es war: ziemlich idiotisch.

Die hier exemplarisch betrachteten *Geschichten des alltäglichen Wahnsinns* erzählen von einem eigen-tümlichen »Ritter von der traurigen Gestalt«, dem Air-Cargo-Mitarbeiter Petr. Sein Vater, ein in den Augen der Mutter demenzkranker, abgehalfterter Fernsehprecher, dessen einzige Beschäftigung das Beobachten von Bierblasen am Flaschenhals ist, macht sich im Filmverlauf zum Idioten, indem er auf Kunstvernissagen sozialistische Nachrichtentexte performt – voller Hoffnung, damit seiner Geliebten zu gefallen. Die Mutter hingegen, besessen von Hilfsaktionen und Blutspenden, kommt schließlich um den Verstand und landet in einer Heilanstalt. Petr selbst gibt nicht nur den bezahlten Voyeur für die exhibitionistisch veranlagten Nachbarn, sondern unternimmt auf Anraten seines Sancho Pansas die absurdesten Versuche, die in all dem Wahnsinn verloren gegangene Freundin zurück zu gewinnen. Auf der pikaresken Reise wird sein Gabelstapler von einem weiteren absurden Transportmittel getoppt, einer Frachtkiste, in der sich Petr der Freundin zustellen lassen will. Doch in einer Welt, in der auch ohne Narren alles auf dem Kopf steht, legt sich der Idiot quasi selbst in seinen Sarg: Als Hilfssendung nämlich landet die Kiste



**Abb. 1** Filmstills aus *Příběhy obyčejného šílenství* (Geschichten des alltäglichen Wahnsinns, 2005) von Petr Zelenka

stück zu dominanten ideologischen Normen oder sozialer Homogenität, als Projektionsfläche für das Ausgegrenzte, für gesellschaftliche Illusionen und utopische Wünsche. Ihm eröffnen sich traditionell Spielplätze der Verweigerung ebenso wie er zum Spielball ideologischer Projekte werden kann. Seine allenthalben beobachtete »Rückkehr«<sup>3</sup> wird nicht nur für die Literatur als Renaissance des Pikaresken im postmodernen Roman konstatiert.<sup>4</sup> Seine Konjunktur ist vielmehr ein transmediales Phänomen,<sup>5</sup> ein »pikareskes Paradigma«,<sup>6</sup> so Christoph Ehland und Robert Fajen, an dem auch die tschechischen »Narren«-Filme ihren Anteil haben.

Zum närrischen Imitieren und letztlich Durchkreuzen einer der Kritik anheim gegebenen Welt

*The wrong side up* – so der internationale Verleihtitel – in einem Flugzeug unterwegs in ein Krisengebiet. **Abb. 1**

Für gewöhnlich dient der Narr, sieht man in ihm ein randständiges Gegen-

bedarf es aber deren binärer Ordnung in *eigen* und *fremd*, *innen* und *außen*, *dominant* und *marginal*, in »Vernunft« und »Körper«, »Sein« und »Schein« – einer Ordnung, die in den aktuellen Filmen mit ihren verkehrten Welten voller Idioten nicht mehr gegeben ist. Dies wird in der Gegenüberstellung dieses Films mit zwei sehr unterschiedlichen tschechischen Narrenfilmen deutlich, die vor der Wende entstanden sind und das klassische Narrennarrativ,<sup>7</sup> wenn auch durchaus ungewöhnlich, einsetzen.

Die Schwarz-Weiß-Komödie *Chronik eines Hofnarren* (Bláznova kronika, 1964) von Karel Zeman ist eine antimilitaristische Parodie auf das Mantel-und-Degen-Genre und bedient auf den ersten Blick das Muster einer typischen Picaro-Erzählung. Schon durch das Setting im Böhmen des Dreißigjährigen Krieges spielt sie auf die Abenteuer von Grimmelshausens *Simplicissimus* an. Durch Motive (Maultier, Windmühlen, Lanze) und Bildgestaltung werden zudem Don Quijote und Sancho Pansa assoziiert. Die einem Scherenschnitt ähnelnden Silhouetten der Helden erinnern an Pablo Picassos Lithographien zu Miguel

de Cervantes' Schelmenroman. Vor allem aber parodiert der Film *Les trois mousquetaires* von Alexandre Dumas, indem er sie durch zwei *falsche* Musketiere und einen Hofnarren ersetzt. Der eine ist Matias, ein klassischer Schelm und ständiger Überläufer, der mit einem praktischen Wendemäntelchen ausgestattet ist, das ihn – flink gedreht – immer obenauf sein und mal für den einen mal für den anderen Herrn die Soldaten ausheben lässt. Für ihn zählt nicht die Ehre, sondern die Kriegsbeute. Der zweite, Petr, ist ein Bauernsohn, der zufällig im Rock eines Markgrafen in den Kriegswirren Karriere macht. Auf der Burg eines Herzogs wird er in seiner Verkleidung je nach wechselndem Kriegsglück hofiert beziehungsweise eingekerkert. Und drittens gibt es Lenka, eine Hosenrolle. Sie mutiert beim rettenden Kleiderwechsel unversehens zum Hofnarren des falschen Markgrafen Petr. <sup>Abb. 2</sup>

Die für das *Picaro*-Narrativ typischen Abenteuer der drei erzählt ein weiser Hofnarre auf der Herzogsburg, der damit das falsche Verhalten seiner Herrschaft, deren Illoyalität, Feigheit und Käuflichkeit entlarvt. Für den Zuschauer wird seine Erzählung visualisiert. Ironische Überzeichnungen und Kommentierung über Trick und Animation erzeugen nicht nur zusätzliche komische Effekte, sondern lassen die kritische Stoßrichtung der Satire gegen den Krieg evident werden. Denn nicht nur das Geschehen ist hier pikaresk, auch die Filmsprache bedient sich typischer »schelmischer« Verfahren. Sprachspiele, vor allem realisierte Metaphern, also das Kippen aus einer Sinnenebene in die andere, bestimmen die animierten Elemente. Der Wind des Krieges bläst hier tatsächlich, die Wappentiere verwandeln sich von stolzen Adlern in gerupfte Hühner, von gefährlichen Wölfen in geschlagene Hunde – und sein Fähnchen hängt man ganz real in den sich ständig drehenden Wind. Im Filmverlauf übernehmen auch die Burgbewohner den Verkleidungsstrick und kommen schließlich wegen der Unübersichtlichkeit des Kriegsgeschehens aus dem immer schneller erforderlichen Wechsel der Uniformen nicht mehr heraus.

Und doch lässt sich auch bei Zeman bereits ein erster Ausstieg aus dem typischen Narren-Paradigma beobachten. Trotz der figuralen Ähnlichkeit der drei Protagonisten mit dem *Picaro* verkörpern sie im Kern

so gar nicht die vom Figurentypus vorgegebenen ambivalenten Imitatoren, die traditionell alles andere als moralisch eindeutig sind. Der Bauernsohn Petr in Zemans *Narrenchronik* will hingegen eigentlich gar nicht der pikareske Aufsteiger sein und sich über Trick und Maskenspiel einen Platz an der Seite der Herzogstochter sichern – ein Verhaltensmuster, in das der Naivling allein durch den Krieg hineingeraten ist. Er ist kein Aufsteiger, sondern ein Aussteiger, der sich nicht vertikal, sondern horizontal durch den Raum bewegt, nur weit weg vom Krieg, ans Ende der Welt, um dort ein Haus zu finden, einen Acker und eine Frau. Und selbst Wendehals Matias ist zu guter Letzt bereit, für das kleine Glück von Lenka und Petr auf alles zu verzichten, selbst auf das Leben. Da er auch das nicht ohne Schalk und trinkfest tut, gelingt es ihm sogar, den Zwist säenden Kriegswind zu befrieden. Trotz der affirmativen Einlösung des pikaresken Musters, mit dem der parodistische *Anti-Kriegsfilm* spielt, lässt sich diese Szene als eine Tendenz im tschechischen Film deuten, nämlich die dem Genre eigene Gesellschaftskritik durch einen Rückzug ins Private abzulösen.

Eine für die späteren Idiotenfilme typische, in sich geschlossene närrische Welt zeichnet das zweite Beispiel aus: Věra Chytilová wählt in ihrem absurden Psychodrama *Der Hofnarre und die Königin* (Šašek a královna, 1987) die Figur des Narren und deren Funktionsmuster, um das in ihr verkörperte Ritual eines reziproken Beziehungsspiels zu beleuchten. Sie macht aus dem *Narrennarrativ* eine gleichnishafte Studie über die Erscheinungsformen der Macht und deren Metamorphosen; denn die Rolle des Hofnarren zu spielen und damit – wenn auch auf prekäre Weise – Teil an der Macht zu haben, kann ja durchaus eine pikareske Strategie sein. Der Film nimmt seinen Ausgang bei einer politischen Pabel: Der tschechische Sonderling Slach ist Hausmeister einer für Tourismus-

Die Slavistin **CHRISTINE GÖLZ** übernahm 2010 vertretungsweise die Fachkoordination für Literaturwissenschaft Ostmitteleuropas im GWZO. Ihre hier vorgestellten Überlegungen gehen auf den gemeinsam mit Barbara Wurm in Leipzig organisierten Workshop »Die etwas anderen Helden – Närrische Strategien in Film und Kunst Ost-Mittel-Europas« (Mai 2011) zurück. Forschungen hierzu führt sie seit 2011 in der Projektgruppe »Spielplätze der Verweigerung« weiter.



**Abb. 2** Filmstills aus *Bláznova kronika* (Chronik eines Hofnarren, 1964) von Karel Zeman

zwecke genutzten böhmischen Burg, in deren Vergangenheit er sich hineinphantasiert. In seinen Tagträumen versetzt er sich in die mittelalterliche Welt einer Burgchronik, in der ein deutscher König und eine französische Königin eine unendliche Fehde ausfechten. Zwischen deren Fronten gerät der Hofnarr, mit dem Slach sich identifiziert. Aber auch im Wachzustand, in der Gegenwart, sind Herr König und seine Frau Regina unter großer Anteilnahme der Dorfbewohner im weißen Mercedes zur Jagd vorgefahren, und der liebedienende Tscheche Slach laviert zwischen den in der Burg einquartierten deutsch-französischen Jagdgästen. Slach ist zu ihrer Unterhaltung bestellt und beginnt in dem komplizierten Beziehungsgeflecht eine dynamisierende Rolle zu spielen. Die Konstellation ähnelt auf fatale Weise dem phantasierten mittelalterlichen Possenspiel um Herrin und Knecht, um Liebe und Macht und um die beidseitige Qual und Lust an der Unterwerfung.

zwecke genutzten böhmischen Burg, in deren Vergangenheit er sich hineinphantasiert. In seinen Tagträumen versetzt er sich in die mittelalterliche Welt einer Burgchronik, in der ein deutscher König und eine französische Königin eine unendliche Fehde ausfechten. Zwischen deren Fronten gerät der Hofnarr, mit dem Slach sich identifiziert. Aber auch im Wachzustand, in der Gegenwart, sind Herr König und seine Frau Regina unter großer Anteilnahme der Dorfbewohner im weißen Mercedes zur Jagd vorgefahren, und der liebedienende Tscheche Slach laviert zwischen den in der Burg einquartierten deutsch-französischen Jagdgästen. Slach ist zu ihrer Unterhaltung bestellt und beginnt in dem komplizierten Beziehungsgeflecht eine dynamisierende Rolle zu spielen. Die Konstellation ähnelt auf fatale Weise dem phantasierten mittelalterlichen Possenspiel um Herrin und Knecht, um Liebe und Macht und um die beidseitige Qual und Lust an der Unterwerfung.

Die Geschichte beginnt eigentlich bereits vor dem Film, dem das gleichnamige Theaterstück des Pantomimen Bolek Polívka zugrunde liegt, der durch die ihm eigene, an Clownerie und Slapstick orientierte Schauspielweise ein »narrischer Mime« *par excellence* ist. Gemeinsam mit seiner damaligen Ehefrau Chantal Poullain stellt Polívka nun im Film den lustvoll-tragischen Zweikampf der Geschlechter auf exzentrische Weise zur Schau. <sup>Abb. 3</sup>

Der Film setzt ein mit einer trudelnden Kamerafahrt, die sich schwebend um die in Nebel gehüllte Burg bewegt und mit einem *close-up* auf dem Auge Slachs endet. Die Stimme aus dem Off verkündet dazu, sich schon vor langer Zeit das Los des Narren auf dieser Burg erwählt zu haben. Somit visuell und akustisch als personale Perspektive markiert, zeigt die nächste Episode den mittelalterlichen Narren, wie er sich mit allen Attributen des Maskenspiels in seine Rolle verwandelt und zu agieren beginnt. Seine Profession sei es, verkündet der phantasierte Narr, auf vielfältige und provozierende Weise zu unterhalten. Die sich auf den beiden Zeitebenen abwechselnden



**Abb. 3** Filmstills aus *Šašek a královna* (Der Hofnarr und die Königin, 1987) von Věra Chytilová

Episoden, zwischen denen Slach zuerst noch eindeutig markiert hin und her wechselt, beginnen sich im Verlauf der Handlung immer mehr zu spiegeln, um schließlich ineinander zu fließen. Denn Slach ist nicht nur in seiner Phantasie der Narr. Auch in der Gegenwart unterhält er als eigenwilliger Possenreißer die Leute und wird dort verschiedentlich als Trottel titulierte.

Der imaginierte Geschlechterkampf und die im Narrenspiel ironisch vorgeführte Machtstruktur zwischen despotischer Frau und versklavtem Mann sowie umgekehrt beginnt Realität zu werden. Slach leiht sich von Regina einen Schminkkasten und verwandelt sich für das Abschiedsfest in der Gegenwart in den Hofnarren. Vor Publikum, unter dem sich auch Regina befindet, führt er ein Possenspiel vor, das seinen Narreteien in den Tagträumen gleicht. Als Parodie auf den Schnitter Tod spielt er die Geschichte seiner Beziehung zu Regina noch einmal

nach. Der Narr reitet schließlich auf der Königin und realisiert somit in der Umkehrung das, was Slach noch zuvor der grausam-schönen Regina, seiner »Königin«, versagte. Die tödliche Beleidigung endet in einer Verfolgungsjagd im weißen Mercedes; Regina überfährt den im Narrengewand fliehenden Slach – und hier kippt der personal perspektivierte Traum in die Realität. Aus dem Wagen, der gegen einen Jägersitz geprallt ist, steigt nicht etwa Regina, sondern die grausame Königin und hält triumphierend das abgetrennte Haupt des Narren hoch. Narr und Königin sind keine Rollen mehr, sondern tödlicher Ernst geworden.

Indes gibt es im Film noch einen Ausweg aus der närrischen Identität: Noch einmal darf Slach aus dem Traum erwachen und die Rolle des Narren ablegen – allerdings nur, um den nächsten Reigen zu beginnen. Im Burghof steigt Herr Kaiser aus seinem weißen Mercedes und hilft seiner Gattin Charlotte in den Rollstuhl.

Während die beiden frühen Narrenfilme neben der Sehnsucht nach dem privaten Glück und dem un-

endlichen Reigen aus närrischen Welten noch eine oder gar mehrere weitere Sinnebenen etablieren, die sich als kritische Parabeln auf die außerfilmische Realität verstehen lassen, gehen die eben erst in die postsozialistische Wirklichkeit zurückgekehrten Sonderlinge und Idioten irgendwo zwischen Allegorie und Klamauk verloren, ohne wie angekündigt von

den *Wundern der alltäglichen Liebe* zu erzählen oder der Gesellschaft den Narrenspiegel vorzuhalten – gäbe es da nicht noch den Film *Irrsinn* des Altmeisters Jan Švankmajer, eine explizite Allegorie auf das Irrenhaus der Welt. Aber das ist schon eine andere, eine »wahn-sinnige« Geschichte.

**1** Den Überlegungen liegt folgender Filmkorpus zugrunde: *Bláznova kronika* (Chronik eines Hofnarren, 1964) von Karel Zeman; *Šašek a královna* (Der Hofnarr und die Königin, 1987) von Věra Chytilová; *Knoflíkáři* (Die Knöpfler, 1997) von Petr Zelenka; *Návrat idiota* (Die Rückkehr des Idioten, 1999) von Saša Gedeon; *Samotáři* (Die Eigenbrödl, 2000) von David Ondříček; *Powers* (2000) von Petr Zelenka; *Divoké včely* (Wilde Bienen, 2002) von Bohdan Sláma; *Rok ďábla* (Das Jahr des Teufels, 2002) von Petr Zelenka; *Nuda v Brně* (Sex in Brno, 2003) von Vladimír Morávek; *Horem pádem* (Auf & Ab, 2004) von Jan Hřebejk; *Štěstí. Film o zázracích obyčejných lásek* (Die Jahreszeit des Glücks, 2005) von Bohdan Sláma; *Skřítek* (Der Gnom, 2005) von Tomáš Vorel;

*Příběhy obyčejného šílenství* (Geschichten des alltäglichen Wahnsinns, 2005) von Petr Zelenka; *Šílení* (Irrsinn, 2006) von Jan Švankmajer; *Václav* (2006) von Jiří Vejdělek; *Grandhotel* (2006) von David Ondříček; *Nestyda* (Schamlos, 2008) von Jan Hřebejk.

- 2** So Pavel Liška als Polizist in der »grotesken Sitcom« *Profesionálové* (2010) oder als »Ekelpaket« in der Comedy-Show *Na Stojáka* des Pay-TV-Senders HBO (Episode 24), Jiří Macháček als Wetteransager auf TV Nova oder Ivan Trojan ebenfalls dort als Trainer Bohumír Zenkl in der Serie *Okresní přebor*.
- 3** So spricht Jean-Yves JOUANNAIS von der »Idiotie als Esoterik des Jahrhundertendes«: *L'idiotie, ésotérisme fin de siècle*. In: Art Press 238 (1998), S. 40–46.

- 4** REINHART, Werner: *Pikareske Romane der 80er Jahre. Ronald Reagan und die Renaissance des politischen Erzählens in den USA*. Mannheim–Tübingen 2001.
- 5** BAUER, Matthias: *Trickreiche Verpuppung. Zur Medienmetamorphose des Pikaresken*. In: *Das Paradigma des Pikaresken*. Hg. v. Christoph EHLAND und Robert FAJEN. Heidelberg 2007, S. 351–373.
- 6** *Das Paradigma des Pikaresken* (wie Anm. 5).
- 7** Grundlegend zum pikaresken Erzählen GUILLÉN, Claudio: *Zur Frage der Begriffsbestimmung des Pikaresken*. In: *Pikarische Welt: Schriften zum europäischen Schelmenroman*. Hg. v. Helmut HEIDENREICH. Darmstadt 1969, S. 375–396.

(vom französischen *journal*, »Tagebuch«) folgt einem reisenden Wissenschaftler ins Feld. Es bietet aktuelle Beobachtungen, historische Reportagen, subjektive Eindrücke und »Nebenprodukte« der Recherche, publizierte oder auch eigens verfasste.

# Aufstand der Todgeweiht

MATHIAS MESENHÖLLER



en



Dunkelheit. Ein paar flackernde Kerzen. Mühsam tastet die Gruppe sich vor. Zehn Flüchtende, erschöpft, kotverschmiert, verloren im Labyrinth der Warschauer Kanalisation. Der Gestank der Exkrememente ist unerträglich. Leise müssen sie sein. Über vielen Ausstiegslöchern, oben, wo jetzt Nacht ist, stehen deutsche Posten. Hören die Wachen etwas, schießen sie in den Kanal, werfen Handgranaten, leiten Gas hinab. An manchen Stellen haben sie Sprengfallen installiert, anderswo die Deckel zugeschweißt. Keiner, der in die Unterwelt der Kanäle geflüchtet ist, soll überleben.

Die zehn im Dunkeln wollen nichts anderes als das: überleben. Drei Wochen lang haben sie gegen die Deutschen gekämpft – seit jenem 19. April 1943, an dem die Besatzer begannen, das Warschauer Ghetto zu räumen und der Aufstand der Eingeschlossenen losbrach. Tausende sind seither umgekommen. Als es aussichtslos wurde, sind die zehn hinabgestiegen in das stickige Labyrinth. Es ist ihr letzter Ausweg. Ein tückischer Ausweg, denn wer die Gänge nicht kennt, hat kaum eine Chance. Zahllose Verzweifelte haben es versucht und sind ertrunken, erstickt, verhungert, von den Deutschen aufgegriffen worden.

Nervös waten die zehn weiter. Plötzlich hören sie Geräusche. Ein deutscher Suchtrupp? Das Ende? Ein Wort kommt aus dem Dunkel. Stille. Dann noch einmal: »Jan?« »Jan«, der Allerweltsname: ihr Kennwort! Sekunden später stehen die zehn vor Szymon Ratajzer, genannt »Kazik«, einem Kundschafter der

Aufständischen auf der anderen Seite, jenseits der Ghettomauern. Bei ihm stehen ein weiterer Rebell und zwei polnische Kanalarbeiter, die in der Finsternis jeden Winkel kennen: die Rettungsmission, auf die sie im Ghetto gewartet haben.

Sie kommt zu spät. Unter Tränen berichten die zehn von dem Grauen der vergangenen Tage. Umso mehr, entscheidet Kazik, zählt jetzt jedes einzelne Leben. Er schickt zwei aus der Gruppe zurück, um zwischen den zerstörten Häusern im Ghetto weitere Überlebende zu suchen. Er selbst wird zurückgehen, in die Welt außerhalb des Ghettos, und den Ausstieg organisieren. Den Weg wird er ihnen kennzeichnen.

Gegen Morgen sind es rund 60 Männer und Frauen, die Kaziks Markierungen folgen. Stellenweise verengt sich der Kanal so sehr, dass sie kriechen müssen: Oft bleibt nur noch ein schmaler Streifen Atemluft zwischen der schleimigen Brühe und der Decke. An anderen Stellen, dort, wo der Hauptkanal sich bis zu zwei Metern Höhe wölbt, wird der Strom reißend. Dann gelangen sie in eine niedrige Röhre, kaum 70 Zentimeter hoch. Hier sollen sie warten. Die Stunden vergehen. Immer wieder fallen einzelne in Ohnmacht. Mancher kann seinem Durst nicht widerstehen und trinkt von dem dicken Kanalwasser. Aus den Stunden wird ein Tag. Dann klappt jemand den Kanaldeckel zur Seite.

**Dreieinhalb Jahre zuvor.** Warschau, 5. Oktober 1939: Deutsche Truppen paradieren durch die zerstörte polnische Hauptstadt. Dort begegnen viele junge Soldaten erstmals den Menschen, die die NS-Propaganda seit Jahren karikiert: Männer mit langen Schläfenlocken und dichten Bärten, gekleidet in dunkle, knöchellange Kaftane. Orthodoxe Juden. »Untermenschen«, haben die Besatzer von ihren Führern gelernt, Wesen, denen kein Respekt gebührt. [...] Indes sind die Orthodoxen nur eine, wenn auch starke Minderheit unter den rund 375.000 Warschauer Juden, knapp einem Drittel der Stadtbevölkerung. Viele gehören liberalen Gemeinden an; andere sind säkularisiert. Es sind Kaufleute darunter und einfache Arbeiter, sterbensarme Bettler, gewöhnliche Handwerker, Offiziere, Zahnärzte und Lehrer. Manche sind internationalistisch gestimmte Sozialisten, andere arbeiten in zionistischen Organisationen für die Errichtung eines jüdischen Staates in Palästina. Polens jüdische Gemeinschaft gehört zu den größten der



Welt: 3,3 Millionen Menschen. Nun, nach der Eroberung Polens, leben mehr Juden unter deutscher Herrschaft als je zuvor. Bang fragen sie sich, was mit ihnen geschehen wird. [...] Wahrscheinlich hat mancher Warschauer Jude gehofft, dass die Gemeinde durch eine der ersten Entscheidungen der neuen Obrigkeit sogar eine gewisse Unabhängigkeit erlangen würde: Anfang Oktober 1939 erhält der Ingenieur und Politiker Adam Czerniaków die Anweisung, 24 Kandidaten für ein Selbstverwaltungsgremium zu benennen: den Warschauer »Judenrat«. Die Deutschen akzeptieren seinen Vorschlag. Doch bald stellt sich heraus, dass die Besatzer in erster Linie einen Apparat wollen, der ihre Anordnungen und Befehle reibungslos ausführt – harte Befehle, gegen die kaum ein Einspruch fruchtet. [...]

Schließlich wird Warschau in einen deutschen, einen polnischen und einen jüdischen Wohnbezirk geteilt. Juden aus dem deutschen Bezirk, ab Oktober 1940 auch aus dem polnischen, müssen in das erweiterte Sperrgebiet umsiedeln. An den Eingängen ziehen Wachen auf. Mitten im Stadtzentrum Warschaus ist ein abgeriegeltes Ghetto entstanden, umschlossen von einer etwa drei Meter hohen Ziegelsteinmauer. Anfangs drängen sich im Ghetto knapp 400.000 Menschen in weniger als 1.500 Gebäuden, auf kaum vier Quadratkilometern. Und immer mehr Bewohner kommen hinzu, die die Deutschen aus anderen Gebieten deportieren – bald leben mehr als 450.000 Menschen hinter den Mauern. [...] Das einzige, was sie verbindet,



ist die Logik der nationalsozialistischen »Rassenlehre«. Die Rationen, die die Besatzer den Eingesperrten zugestehen, sind zum Leben zu wenig. Schon bald reihen sich auf den Straßen die Bettler und Kinder mit aufgeblähten Hungerbäuchen. Typhus und Tuberkulose grassieren. Monat für Monat sterben Tausende – 60.000 bis Ende 1942. Seit Sommer 1941 an richten deutsche Unternehmer Betriebe vor allem im nördlichen Ghetto ein. Männer wie die Textilfabrikanten Walter Caspar Többens und Fritz Emil Schultz nutzen die Not und Rechtlosigkeit der Bewohner, um sie – Sklaven gleich – oft nur für ein wenig Essen arbeiten zu lassen. Kompromisslose Nationalsozialisten indes sehen in der Ausbeutung allenfalls eine Zwischenlösung. Ihr Ziel ist radikaler: Was sie wollen, ist eine Welt ohne Juden.

**Juni 1941.** Am 22. Juni überschreitet die Wehrmacht die sowjetische Grenze. [...] Ende 1941 berichten illegale Zeitungen und Flugblätter über schockierende Verbrechen: Die Deutschen verüben unter den dortigen Juden Massaker, erschießen Zehntausende. Und Flüchtlinge aus dem Lager Chelmno, 200 Kilometer südwestlich von Warschau, erzählen, dass die Besatzer dort polnische Juden sowie Sinti und Roma in speziellen Lastwagen mit Auspuffgasen ersticken. Für die meisten Menschen im Ghetto liegt es jenseits ihrer Vorstellungskraft, dass im Herzen Europas ein bürokratisch organisierter, industriell betriebener Massenmord an einem ganzen Volk stattfinden könnte. Doch genau das haben die Nationalsozialisten jetzt

vor. Im Mai und Juni 1942 müssen jüdische Zwangsarbeiter bei dem Dörfchen Treblinka, rund 80 Kilometer nordöstlich von Warschau, ein Vernichtungslager mit zunächst drei Gaskammern bauen.

Etwa zur gleichen Zeit werden im Ghetto Stimmen lauter, die zum Widerstand gegen die Deutschen aufrufen. Doch handelt es sich dabei überwiegend um junge, politisch radikale Leute – Sozialisten und Zionisten, die schon in der Vorkriegszeit als Hitzköpfe galten. Eine Minderheit. Rebellion gegen die deutsche Militärmaschine? Diesen Kampf, weiß Adam Czerniaków, können die Bewohner des Warschauer Ghettos nicht gewinnen. Der Chef des Judenrats hofft, durch Verhandlungen und Kompromisse die Mehrheit der Menschen zu retten.

**22. Juli 1942.** Vor dem Gebäude des Judenrats in der Zamenhof-Straße 19 parken mehrere Personewagen und zwei Mannschaftstransporter. Drinnen im Konferenzraum sitzt Czerniaków acht SS-Offizieren gegenüber. Ein Sturmbannführer teilt ihm mit: Alle Warschauer Juden, ungeachtet ihres Alters und Geschlechts seien »nach Osten umzusiedeln«, mit Ausnahme all jener, die für deutsche Behörden und Unternehmen arbeiten sowie für die Krankenhäuser – und den Judenrat. Immer noch glauben viele, es handele sich um eine begrenzte Abschiebung aus dem überfüllten Bezirk. Nicht wenige begeben sich freiwillig zur Sammelstelle. [...] Am Abend des nächsten Tages lässt sich Adam Czerniaków ein Glas Wasser in sein Büro bringen. Der Vorsitzende des Judenrates



macht sich keine Illusion, was »Umsiedlung« tatsächlich bedeutet: den Tod. Czerniaków hebt das Glas und schluckt Zyankali.

Auch andere ahnen es. Am 28. Juli treffen sich Vertreter mehrerer jüdischer Jugendorganisationen. Die Alten, urteilen sie, seien nicht entschieden genug. Das Ghetto müsse sich endlich wehren. Zu diesem Zweck gründen sie noch am selben Tag die Jüdische Kampforganisation (*Żydowska Organizacja Bojowa*, ŻOB). Das Problem: Sie ist praktisch unbewaffnet. Deshalb schickt die ŻOB Kuriere auf die andere Seite der Mauer, um Kontakte zum polnischen Untergrund herzustellen, Waffen zu besorgen. [...]

Binnen sieben Wochen verschleppen die Deutschen fast 300.000 Menschen aus dem Warschauer Ghetto in die Vernichtungslager. Am 24. September erklären sie die Deportation für abgeschlossen. Der größte Teil des südlich der Chłodna-Straße gelegenen Ghettos wird nun dem polnischen Warschau zugeschlagen, der nördliche in zwei Areale mit Werkstätten aufgeteilt, getrennt durch entvölkerte Straßenzüge. [...]

Im Herbst treffen sich die verbliebenen Mitglieder der ŻOB, um sich neu zu formieren. Fast alle Waffen, die sie bislang einschmuggeln konnten, sind den Deutschen in die Hände gefallen. Ihnen gelingt es, zahlreiche zumeist linke, teils verfeindete politische Kräfte für den Kampf gegen die Deutschen zu vereinen. Das gemeinsame Ziel ist nun: Im Kampf sterben, nicht im Lager – und vorher dem Feind

möglichst hohe Verluste zufügen. Ein Problem aber bleibt: Es gibt praktisch keine Waffen im Ghetto.

**An einem frostigen Dezembermorgen 1942** verlässt Feigele Peltel mit einer Arbeitsbrigade das Ghetto. Für 500 Złoty hat der Brigadeführer sie zum Schein in seine Mannschaft aufgenommen. Peltel ist eine ŻOB-Agentin und soll Waffen beschaffen. Wenig später fährt sie mit den anderen auf einem Lastwagen durch Warschau. Als für einen Moment keine Passanten zu sehen sind, streift Peltel die Armbinde ab, die sie als Jüdin kennzeichnet, springt herunter und biegt in eine Nebenstraße. In den folgenden Wochen wird aus Feigele Peltel die polnische Näherin Władka Kowalska. Sie lernt jüdische Untergrund-Aktivisten kennen, die aus dem Ghetto Geflohenen helfen, bei christlichen Freunden oder Mitgliedern des polnischen Widerstandes Zuflucht zu finden, die falsche Papiere besorgen, Arbeitsstellen vermitteln. Aber sie macht auch die Erfahrung, dass ihr nur wenige außerhalb des Ghettos beistehen. Der deutsche Terror wirkt. Wer einem Juden hilft, wird hingerichtet – wer dagegen einen Untergetauchten verrät, erhält ein Kopfgeld.

Stets von Denunziation und Verrat bedroht, kaufen Władka und ihre Genossen von Schwarzhändlern und Kriminellen, polnischen Untergrundleuten und sogar Deutschen Pistolen, Granaten, Dynamit und schmuggeln sie ins Ghetto. Bessere Waffen könnte die *Armia Krajowa* liefern. Die konspirative »Heimatarmee« ist die größte Widerstandgruppe und wird von den Alliierten unterstützt.



Doch manche der polnischen Offiziere sind Antisemiten oder haben ideologische Vorbehalte gegen die sozialistischen Kämpfer, andere fürchten die unkontrollierbaren Folgen eines spontanen Aufstandes für das ganze Land.

Unterdessen hat in Berlin Heinrich Himmler, der »Reichsführer SS«, Chef der deutschen Polizei und zudem für die nationalsozialistische Bevölkerungspolitik im eroberten Osteuropa zuständig, angeordnet, das Warschauer Ghetto vollkommen aufzulösen. Doch die Firmenbesitzer fürchten um ihre Profite – und Wehrmachtsstellen wollen auf deren Lieferungen nicht verzichten. [...] Verärgert reist Himmler schließlich nach Warschau. Dort befiehlt er, die »illegal« im Ghetto Lebenden »abzufahren« – um sie in Treblinka zu ermorden.

**Am frühen Morgen des 18. Januar 1943** dringen deutsche Uniformierte, unterstützt von ukrainischen und baltischen Hilfstruppen, in das abgeriegelte Areal ein. Die Attacke trifft die jüdischen Bewohner unerwartet – auch die ŻOB. Dennoch schlagen ŻOB-Aktivisten in kleinen Gruppen los, beschießen die Angreifer, verschanzen sich hinter Toren und auf Dachböden. Drei Tage lang wehren sie sich. Die Deutschen töten in dieser Zeit fast 1.200 Juden, verschleppen mehr als 5.000. Doch die Besatzer sind irritiert, dass sie auf Widerstand stoßen. Am 21. Januar ziehen sie sich zurück.

Die deutschen Verluste sind gering, vermutlich ein Dutzend Tote. Unter den Eingeschlossenen aber

wirkt der Aufruhr wie ein Fanal. Die Kampforganisation gewinnt an Autorität, und die *Armia Krajowa* liefert nun rund 50 Revolver und 50 Handgranaten. Sie schickt zwei Sprengstoffexperten, die ŻOB-Aktivisten beibringen, mit einfachen Mitteln Brand- und Sprengsätze zu fertigen. [...] Derweil bereiten sich auch die vielen Tausend »Zivilisten« auf einen erneuten Angriff vor. Die Bewohner bauen Wohnungen und Keller zu Verstecken und Bunkern um. Türen werden verstärkt und Eingänge getarnt, Latrinen angelegt, Vorräte und Matratzenlager in geschützt liegenden Räumen zusammengebracht. Unter den Häusern und auf Dachböden brechen die Menschen Durchgänge, um im Ernstfall von einem Haus ins andere wechseln, Verfolger abschütteln zu können. [...]

Knapp drei Monate nach den ersten Unruhen soll der Bezirk geräumt werden, gleichgültig, was aus den Arbeitern wird. Deshalb schickt Himmler Jürgen Stroop, SS-Brigadeführer und Generalmajor der Polizei, nach Warschau. Stroop, zuvor Polizeiführer in Lemberg, ist den SS-Oberern durch die brutale Behandlung von Zivilisten aufgefallen. Am 17. April trifft er in Warschau ein.

**In der Nacht auf den 19. April 1943** geben die jüdischen Wachen Alarm: Uniformierte nähern sich dem Ghetto und umstellen es. Kurierere der ŻOB hasten los und fordern die Zivilisten auf, in die vorbereiteten Schutzräume zu gehen. Die Kampftruppe beziehen versteckte Posten an den beiden Hauptstraßen, die von Süden nach Norden durch das Wohnghetto

führen. Um kurz vor sechs Uhr morgens stehen außen entlang der Ghettomauern deutsche Ordnungspolizei und Hilfstruppen, alle 25 oder 30 Meter ein Posten. Von Dächern, Balkonen und Fenstern der gegenüberliegenden Häuser richten sich MG-Läufe auf das jüdische Viertel. Auf den beiden Haupteinfallstraßen ist Waffen-SS aufmarschiert. Gegen sechs Uhr rücken die SS-Männer vor. Dann fallen plötzlich Schüsse. Von Balkonen, aus Fenstern und Toren gehen Handgranaten und Brandflaschen auf die dicht marschierenden Soldaten nieder. Panisch laufen die Männer auseinander. Gleichzeitig wird auch die SS-Kolonne in der zweiten Hauptstraße angegriffen. Die Verteidiger werfen Brandsätze, Schüsse knallen, die einzige Maschinenpistole der ŻOB ist zu hören. SS und Polizei erwidern das Feuer, doch ohne Erfolg. Ein Panzer geht in Flammen auf. Nicht einmal eine Stunde dauert das Gefecht, dann ziehen die Deutschen sich zurück. Die Räumung des Ghettos ist vorerst gescheitert.

Sämtliche deutschen Einheiten im besetzten Polen werden in Alarmbereitschaft versetzt. Stroop erhält das direkte Kommando über die »Ghetto-Aktion«. Noch einmal setzen die Deutschen an diesem Tag neu an, doch es gelingt ihnen nicht, den Widerstand zu brechen. Gegen 20.30 Uhr ruft Stroop seine angeschlagenen Truppen zurück.

**Am nächsten Tag** marschiert eine SS-Einheit auf einen vom Hauptghetto getrennten Bezirk mit Bürstenmacherwerkstätten zu. Da reißt eine gewaltige Detonation die Straße auf: eine Sprengfalle von Widerstandskämpfern. Dutzende SS-Männer sterben, andere sind verletzt, die Übrigen rennen um ihr Leben. Zwei Stunden dauert es, bis die SS erneut antritt – diesmal mit Granatwerfern, Kanonen und Flammenwerfern. Bald fangen die jüdischen Stellungen in den Gebäuden Feuer. Gegen Abend wird klar, dass das Gelände nicht zu halten ist. [...]

**21. April.** Im Ghetto gibt es kein Gas mehr, keinen Strom, kein Wasser. Nur die Telefone haben die Deutschen abzuklemmen vergessen. Die wichtigste Nachricht aus dem umkämpften Ghetto sind jedoch die beiden Flaggen, die die Aufständischen gehisst haben. Die eine zeigt die blau-weißen Farben der zionistischen Bewegung, die andere das Weiß-Rot Polens. Himmler tobt, als er in Berlin von der Beflaggung erfährt. Stroop stimmt ihm zu: Die Fahnen müssen weg – nur kommen seine Leute nicht an sie heran.

**22./23. April.** Jürgen Stroop setzt mehr und mehr auf Feuer. Der Feind mag schlecht ausgerüstet sein, doch zu fassen ist er auch nicht – zu verwirrend sind die Ausweichpfade und Verbindungswege, zu gut versteckt die Bunker. Stroop lässt jedes Gebäude, in dem sich Widerstand zeigt, niederbrennen. Unter Verlusten gelingt es der SS schließlich, die verhassten Flaggen abzureißen.

**30. April.** Die Lage in den Bunkern im Ghetto wird immer dramatischer. Schwitzend und hungrig liegen die Menschen nebeneinander und atmen flach die knappe, schlechte Luft. Die überlaufenden Aborte stinken. Es muss absolute Stille gewahrt werden. Hustende Kranke, weinende Kinder bedeuten Lebensgefahr. Manchmal werden sie von den panischen Insassen erstickt. Mit Flammenwerfern und Artillerie, Gas und Sprenggranaten dringen die Deutschen nun Keller um Keller vor.

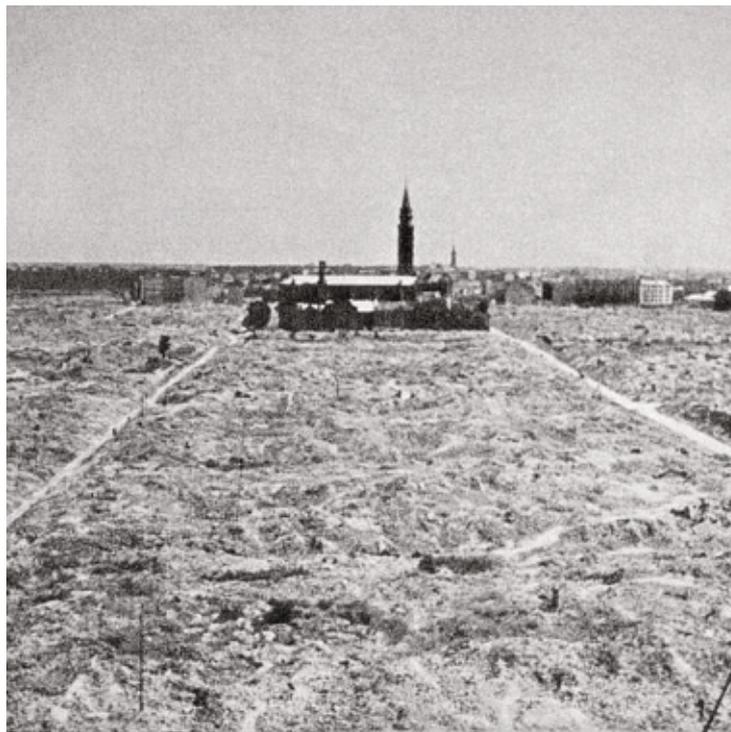
Da entscheidet die ŻOB: Wenn mit ihren unzulänglichen Waffen kein wirkungsvoller Widerstand mehr möglich ist – warum dann nicht versuchen, sich auf die andere Seite zu retten? Dazu jedoch muss jemand die Genossen draußen informieren, alles vorbereiten. Kazik und Załman Frydrych, Kampfname Zygmun, sollen es versuchen. In den folgenden Tagen sprengen die Deutschen indes weiter Bunker um Bunker, töten Widerständler, deportieren Tausende Zivilisten.

**5. Mai.** Seit einer knappen Woche sind Kazik und Zygmun auf der anderen Seite. Sie haben jüdische und nichtjüdische Untergrundkämpfer alarmiert, einen Plan gefasst: Die überlebenden Kämpfer sollen durch die Kanalisation evakuiert und von Lastwagen in einen Wald nahe Warschau gebracht werden.

**8. Mai.** Hunderte Menschen drängen sich in einem Bunker an der Miła-Straße, darunter das Gros der verbliebenen ŻOB-Kämpfer. Auf der anderen Seite der Ghettomauern treffen Kazik und die Genossen



Der Historiker **MATHIAS MESENHÖLLER** war bis 2010 Mitarbeiter in der Projektgruppe »Ostmittel-europa Transnational«. Seine Geschichte des Warschauer Ghettoaufstandes erschien in *Geo Epoche* 44 (2010), S. 22–33. Wir drucken mit freundlicher Genehmigung des Verlages Gruner+Jahr eine gekürzte Fassung. Näher zum Genre der historischen Reportage: [www.reporter-forum.de/fileadmin/pdf/Wie\\_mans\\_macht/Mesenhoeller-Rekonstruktionen.pdf](http://www.reporter-forum.de/fileadmin/pdf/Wie_mans_macht/Mesenhoeller-Rekonstruktionen.pdf)



letzte Vorbereitungen. Endlich haben sich zwei Kanalarbeiter gefunden. Gegen 22.00 Uhr steigen sie mit Kazik hinab.

**9. Mai.** Das Ghetto ist vollständig niedergebrannt. Die Bunker und Verstecke: zerschossen, menschenleer. Außer Toten und Sterbenden trifft Kazik niemanden mehr an. Es ist, als sei er der letzte lebende Jude in diesem Ruinenfeld. Er taumelt zurück zum Kanaleinstieg. Der Trupp macht sich auf den Rückweg. Es war alles vergebens. Da dringt aus einem Nebenkana ein Geräusch. Kazik legt den Finger an den Abzug seines Revolvers. Zweimal ruft er die Parole: »Jan?« Zehn Kämpfer treten aus der Dunkelheit hervor. Der Rettungstrupp erfährt, dass er einen Tag zu spät gekommen ist. Nachdem die Deutschen den Bunker an der Miła-Straße entdeckt hatten, leiteten sie Gas hinein. Einige der Kämpfer fielen an den Bunkereingängen. Die übrigen begannen, sich selbst zu erschießen oder mit Zyankali zu vergiften. Zugleich erfährt Kazik jedoch, dass es noch Überlebende gibt. Er gibt seine Befehle und eilt voraus, um deren Rettung zu organisieren. Einige Stunden später folgen etwa 60 Männer und Frauen seinen Markierungen durch die Unterwelt.

**10. Mai,** fünf Uhr morgens. Kazik und seine Vertrauten stehen an der vereinbarten Öffnung des Abwasserkanals. Sie warten auf die Transportfahrzeuge. 100 Meter entfernt liegt eine ukrainisch-deutsche Wachstation. Es wird neun Uhr. Nichts geschieht. Mit jeder Stunde wird der Passantenstrom dichter,

steigt das Risiko. Endlich, gegen zehn Uhr rollt ein Lastwagen heran. Kaziks Leute klappen den Kanaldeckel auf. Der Ausstieg der Überlebenden beginnt. Einer nach dem anderen kommen die Kämpfer ans Licht. Verdreckte, ausgehungerte, abgezehrte Gestalten, durchnässt und kaum in der Lage zu gehen. Ein Dutzend. Ein zweites.

Die Passanten stutzen, bleiben stehen und gaffen. Mehr als 30 Minuten dauert die gefährliche Aktion. Dann ruft Kazik in den Schacht herab – keine Antwort. Etwa 40 Gerettete liegen auf der Fläche des Lasters, als er losfährt. [...] Nach kurzer Fahrt erreicht der Transport den Wald von Lomianki. Sie sind entkommen.

**Am 16. Mai** ließ Kommandeur Jürgen Stroop zum Zeichen seines Sieges die Große Warschauer Synagoge sprengen. Stroops Angaben zufolge deportierten seine Männer während des Aufstandes 56.056 Juden oder ermordeten sie im Ghetto. Etwa 12.000 weitere starben bei den Kämpfen, verbrannten, erstickten, kamen in den Kanälen um oder begingen Selbstmord. Die Verluste seiner Truppen bezifferte Stroop beschönigend auf 16 Tote und 85 Verwundete.

Unbestimmt ist die Zahl der Entkommenen. Manche wurden später von Besatzungstruppen aufgegriffen und ermordet. Nur wenige überlebten den Krieg. Zwei von ihnen sind Feigle Peltel alias Władka Kowalska und Szymon Ratajzer, genannt »Kazik«.

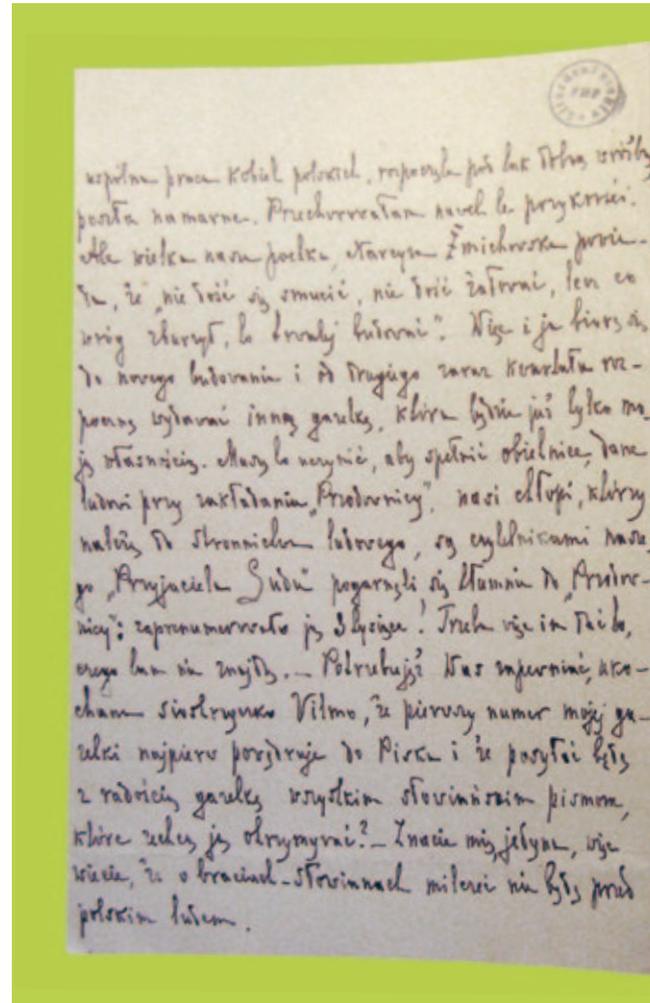
stellen verschiedene, für die am GWZO kooperierenden Disziplinen typische Quellen vor – und den Umgang mit ihnen. Solche Fundstücke, Elementarteilchen der Forschung, können Scherben sein, ein Burgwall, ein Bild, eine Skulptur, ein Kleinod, eine Urkunde, Briefe, eine Filmszene oder ein Interview.

## Ein Brief als Bühne Über das Brief-Genre und seinen Nutzen für den Historiker berichtet DIETLIND HÜCHTKER

Briefe gelten gemeinhin als wichtiges Medium von sozialen Bewegungen zur Pflege persönlicher Beziehungen und politischer Netzwerke der *imagined communities*. Jedoch übermitteln sie nicht nur Botschaften, sie deuten und gestalten auch, privatisieren Politisches und politisieren Privates. Als »schriftliche Gesprächskultur« changieren sie zwischen Privatheit und Öffentlichkeit.

In einem Brief schilderte Maria Wysłouchowa, eine Aktivistin der polnischen Bauern- und Frauenbewegung in Galizien, am 21. März 1900 der auf ähnlichen Feldern aktiven tschechischen Schriftstellerin Vilma Sokolová-Seidlová eine Episode aus ihrer redaktionellen Tätigkeit. Es ging um Führungskonflikte in der erst einige Monate früher von ihr und anderen gegründeten Zeitschrift *Przodownica*, die sich der Mobilisierung von Bäuerinnen widmete. Wysłouchowa konnte schreiben. Ihre Schilderung liest sich wie ein Drama. Es treten zwei Gegenspielerinnen auf, die Briefschreiberin selbst und Maria Siedlecka, eine der Herausgeberinnen; es gibt einen Höhepunkt, ein Ultimatum und ein tragisches Ende, Wysłouchowas Austritt aus der Redaktion:

»Es ist so, dass ich nicht mehr in der Redaktion der ›Przodownica‹ bin. Das geschah so: Fräulein Siedlecka, eine Person besten Willens und von großer Ehrbarkeit, mit gewaltiger Energie, reich an guten Ideen, hat keine umfassende Weltsicht und keine literarische Bildung. Und das Schlimmste ist, sie unterliegt allzu leicht den widersprüchlichsten Einflüssen. Immer hat der recht, der als letzter redet. Unter diesen Bedingungen war die Leitung der Zeitschrift aus der Entfernung sehr schwierig. Täglich war es notwendig, meterlange Briefe zu schreiben, täglich quälte mich die Unruhe, ob sie auch das machte, worum ich sie bat, oder nicht das, was ich als schädlich für die Zeitschrift erachtete. [...] Aufgrund des Einflusses konservativ-klerikaler Zeitschriften war Frau Siedlecka ängstlich zu verschiedenen Zugeständnissen bereit. Sie wollte Briefe von Bauern nicht unterbringen und warf fortschrittliche Ideen, demokratischere Abschnitte aus meinen Artikeln. Als ich sah, dass es schlecht läuft, dass ich sogar das Vertrauen des Volkes hätte verlieren können, [...] stellte ich ihnen [den Redaktionskomitees] folgendes Ultimatum: Entweder überführe ich die Zeitschrift nach Lemberg, oder ich trete ganz aus. Alle Komitees waren einstimmig für die Übersiedlung, jedoch war



*Fr. Siedl. beleidigt, sah das Ultimatum als Misstrauensvotum an, behauptete, dass das, was ein Kongress beschlossen hat, auch nur ein Kongress ändern kann. Für mich ist es nicht üblich, jemandem etwas zu entreißen. Das ist nicht mein Stil. Ich übergab ihr daher die ›Przodownica‹, die sie sich so sehr gewünscht hatte, und trat aus der Redaktion aus.»*

Wysłouchowa leitet den Konflikt aus einer in den politisch aktiven Kreisen Galiziens verbreiteten Polarisierung ab: Auf der einen Seite stehen die dominierenden konservativen und traditionellen Positionen, auf der anderen fortschrittliche und demokratische. Sie beschränkt sich jedoch nicht auf diese Deutung; ähnlich gegensätzlich gestaltet sie die Rollen der Be-

teiligten. Während Siedlecka ungebildet und beeinflussbar erscheint, steht sie selbst als standhafte Redakteurin mit Führungskompetenz da. Das Verhalten der übrigen Redaktionsmitglieder wie auch die Drohung, das Vertrauen der Leserinnen sei in Gefahr, reflektieren die Konstellation der Kontrahentinnen. Die Steigerung des Konflikts bis zum Ultimatum ermöglicht es Wysłouchowa, erhobenen Hauptes die Redaktion zu verlassen. Noch im selben Jahr gründete sie *Zorza*, eine ganz ähnliche Zeitschrift, aber ausschließlich von ihr selbst herausgegeben.

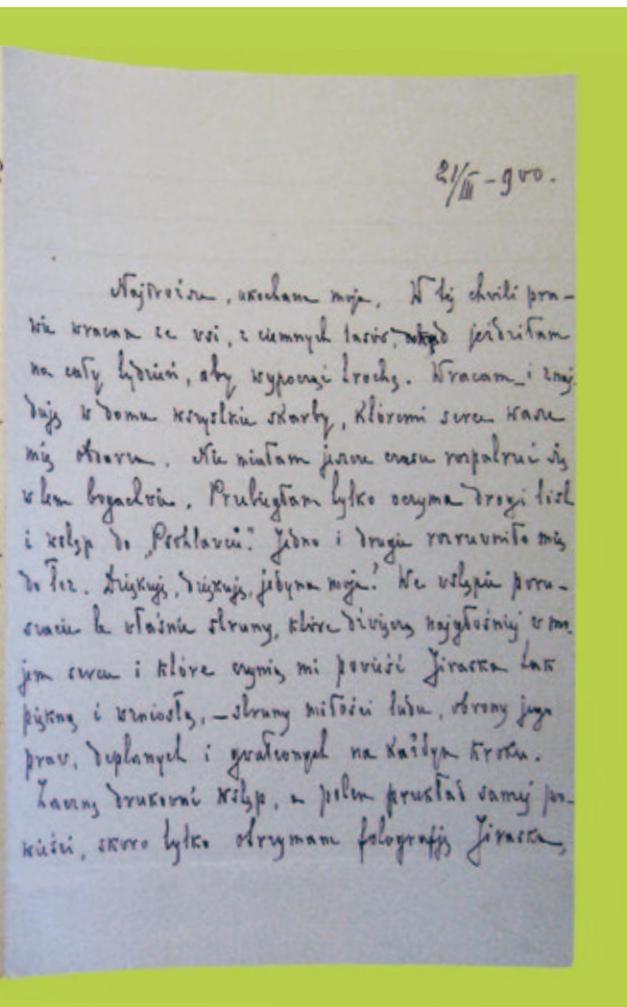
Obwohl Wysłouchowa nicht leitende Redakteurin war, sondern Mitglied des Lemberger Komitees, während Siedlecka zur Redaktion am Hauptsitz Krakau gehörte, erschöpft sich eine Analyse des Briefes nicht darin, subjektive Verzerrungen zu entlarven. Auf einer weiteren Ebene dient die Geschichte dazu, Wysłouchowas eigene Zeitschrift zu legitimieren. Die Idee, eine Zeitschrift für Bäuerinnen zu gründen, stammte von Siedlecka, war aber 1899 auf dem Kongress der polnischen Frauenbewegung von Wysłouchowa vorgeschlagen worden. Um das Projekt konkurrierten also zwei Frauen, die seit längerem in der Bauern- und Frauenpolitik zusammengearbeitet.

Auf einer dritten Ebene eröffnet das *genre* die Möglichkeit, im geschützten Rahmen ein Narrativ über Politik und Deutungshoheit zu entwickeln. Die prinzipielle Nähe eines Briefes zu Authentizitätsstrategien öffnet eine Bühne für Selbst- und Weltdeutungen: Der Brief setzt das Ich in Szene. Die rhetorische Parallele zwischen den persönlichen und galizischen Polarisierungen hebt einerseits die Handlungsweise der Schreiberin in einen politischen Kontext und festigt andererseits die politische Einschätzung durch die Authentizität von Erfahrung. So, als Zusammenprall von politischen Gegensätzen mit Wysłouchowa als Opfer, ist der Konflikt denn auch in die Historiographie eingegangen. Sokolová-Seidlová eignet sich besonders für eine solche Interpretation aufgrund ihres anderen Kontextes – sie konkurrierte nicht. Die Adressatin, das Publikum der Inszenierung, bestätigt

die Deutung schon durch den Empfang des Briefes.

**DIETLIND HÜCHTKER** ist Historikerin und arbeitet in der Projektgruppe »Religionsfrieden und Modi der Bewältigung religiöser/konfessioneller Konflikte in Ostmitteleuropa«.

Die Frauenpolitik und ihre Inszenierungen an der Wende zum 20. Jahrhundert stehen im Mittelpunkt ihres aktuellen Buchprojektes. Die hier beschriebene Quelle stammt aus dem Prager Museum für tschechische Literatur (Památník národního písemnictví, 33/44).



# Mit Pelz und Schnäuzer

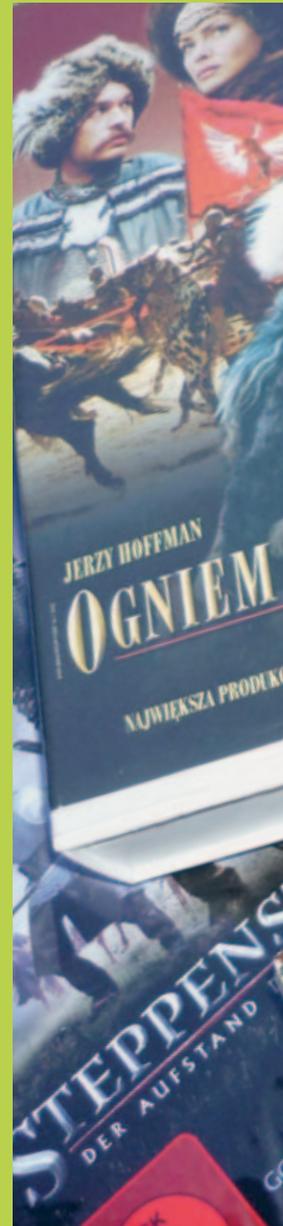
ALFRUN KLIEMS deutet DVD-Cover osteuropäischer Steppenfilme mit Blick auf das Bildrepertoire des Western

Pelzmützen, Krummsäbel, Reiter und der unvermeidliche Schnauzbar – ein Blick auf die DVD-Cover in der Videothek, Abteilung »Historienfilm«, macht die ikonographische Verwandtschaft zwischen »Ost« und »West« sichtbar. Der allgemeine Aufschwung des Historienfilms hat in Ost- und Ostmitteleuropa ein Genre wiederbelebt beziehungsweise zum Vorschein gebracht: den Steppenfilm. Die hier abgebildeten Cover stehen für solche »Steppen-Funde«; indes kann die Liste erweitert werden: Allein – und damit geht der Blick weiter ostwärts in Richtung Asien – die in den Verleih gelangten Dschingis-Khan-Filme füllen ein eigenes Regal. Die Cover gehören zu Gábor Koltays *Honfoglalás* (Landnahme, Ungarn 1996), Jerzy Hoffmans *Ogniem i mieczem* (Mit Feuer und Schwert, Polen 1999), Mykola Maščenkos *Bohdan-Zynovij Chmel'nyč'kyj* (Bohdan Chmel'nyč'kyj, Ukraine 2007) und Vladimir Bortkos *Taras Bul'ba* (Taras Bul'ba, Russland 2009). Bei allen Filmen handelt es sich um Publikumserfolge, bei den Regisseuren um Großmeister ihrer jeweiligen lokalen Industrie. Sie zielen auf ein Massenpublikum, folgen als Kostümfilm oder *heritage cinema* den Gesetzen des Mainstream.

Die Cover bieten eine Verdichtung des ikonographischen Repertoires: Neben den schon erwähnten Pelzmützen und Schnäuzern sind das Kosaken, Säbel, Schlachtgetümmel, Blut-Splatter-Effekte, Pferdemaßen und Weite. Wie die Filme selbst kommen sie mit einem bescheidenen Zeichensatz aus, bestätigen eher Bekanntes und unterlegen es emotional – meist mit einer beigeordneten Frauenschönheit. Vergleichbar dem ältesten und etabliertesten Subgenre des Historienfilms, dem Western, mit seinen Hüten und Cowboy-Tüchern, den Colts und Canyons ist das erste Signal des Steppenfilms die hochgradig kodifizierte Ausstattung. Sie markiert einen Gegenstand, der dem Steppenfilm als Euro-Eastern ebenso unscharf-gewusst vorausliegt wie dem Western der »Westen«.

Das verweist auf eine tiefer liegende Strukturanalogie: Wird der Western von einer überaus geschichtsmächtigen Meistererzählung getragen, der der *frontier*, so sattelt »die Steppe« auf dem Großnarrativ von »Ost und West«. Beide wiederum sind fiktionale Verarbeitungen einer kolonialen Situation an der Peripherie zivilisatorischer Zentren – in gewissem Sinne im Steppenfilm radikaler und düsterer, weil dem postulierten zivilisatorischen Gefälle von Seiten der Kolonisierten widersprochen wird und diese sich behaupten konnten – geschichtlich wie cineastisch. Anders der Western, meist gedreht vom »weißen Sieger«.

Die Steppenerzählungen handeln nicht einfach von Kampf und Krieg, sondern von Vernichtungskämpfen: Es stehen nicht »nur« das Glück eines Helden, die Freiheit oder einer Farm auf dem Spiel, sondern kaum mehr als das politische und/oder physische Überleben der Wir-Gruppe. Wie im Western auch lässt sich im Steppenfilm und auf seinem Cover nahezu alles unterbringen: das Eigene und das Fremde, das Gute und das Böse, das Heimliche und das Unheimliche, Traum und Albtraum – und in fantasyleichter Verabsolutierung oder Reinheit gegeneinander setzen. Das muss nicht notwendig ambivalenzfrei geschehen; es hat aber durchgängig den über-ausgestellten, didaktischen Zug des Mythos, verstanden als eine ins Symbolische verdichtete Erzählung aus der Vergangenheit, die im Verlauf der Geschichte zur »Kulturwahrheit« (Roland Barthes) mutiert. In einigen der



hier erwähnten Filmen kommt diese »Kulturwahrheit« recht krude daher; allein *Mit Feuer und Schwert* gelingt es, historische Ausstattung mit Zeitgeschmack zu verbinden, die Figuren modern zu psychologisieren.

Ein Spezifikum hingegen, das schon auf den DVD-Hüllen ins Auge fällt, ist die transnationale Semiotik des Schauspielers. Gábor Koltays Wahl des Italieners Franco Nero als König Árpád war gewissermaßen ein historischer Wurf – zurück in die Ästhetik eines vierzig Jahre alten Western. Nero nämlich galt in den 1970er Jahren als Ikone des Italo-Western. Und tatsächlich mutet Koltay dem Zuschauer einen Film zu, dessen Pathos der letzten Worte und dessen gestelzte Dialoge nach Lex Barker als Old Shatterhand klingen, nur dass sie mehr auf Formeln gedampftes historisches Basiswissen vermitteln.

Anders die polnische Produktion *Mit Feuer und Schwert*, in der der ukrainische Star Bohdan Stupka den Rebellen Bohdan Chmel'nyč'kyj mimt. Stupka wird in Osteuropa offensichtlich als Idealverkörperung eines Kosakenführers gehandelt – zumindest funktioniert er als solcher in polnischen, russischen und ukrainischen Filmen gleichermaßen. »Sein« Kosake darf bei Jerzy Hoffman ukrainisch sprechen und charakterliche Ambivalenz zeigen, während Vladimir Bortko im Film *Taras Bul'ba* aus ihm eine russische Rachemaschine macht.

Der Prager Strukturalist Jan Mukařovský betrachtete einen Schauspieler als materiellen Signifikanten und inhaltliches Signifikat. Seine körperliche Statur, die Melodik und der Klang seiner Stimme, Gestik und Mimik bilden ein Ensemble der Ausdrucksmöglichkeiten im Rollenspiel. Dass dem Zuschauer diese Trennung von Schauspieler-Material und Rollen-Inhalt im Falle von Stupka nicht immer bewusst war, davon zeugen die bissigen Kommentare zu seinen je national eingespannten Kosaken-Figuren. Das mag weniger mit der Semiotik des Schauspielers zusammenhängen, als vielmehr mit den konfligierenden Geschichtskulturen Polens, der Ukraine und Russlands.

Bohdan Stupka alias Taras Bul'ba musste allerdings im deutschen Verleih vom Cover weichen – zugunsten einer Schlachtszene. Entsprechend gelangte der Film unter dem Titel *Steppensturm* auf den deutschen Markt, für den die Steppe ein Verkaufsargument darstellt, schließlich kennt kaum ein deutscher Kinogänger den Chmel'nyč'kyj-Mythos. Während der Film im russischen Kino schon 14jährigen zugänglich ist, fällt er in Deutschland unter die Kategorie FSK 18. Vom Cover auf die Altersfreigabe zu schließen, gelingt im Historiengenre selten, anders als im Gefilde des Horrors. Immerhin verweist aber schon das Splatter-Blut auf bevorstehende Filmgemetzeln; die unappetitlichen Folterszenen folgen unangekündigt. *Steppen-*

*sturm* als »russischen Braveheart« zu bewerben, geht indes zu weit, reicht der Film doch weder ästhetisch noch inhaltlich, weder technisch noch schauspielerisch an das Vorbild



heran. Das hat er mit dem ukrainischen Film *Bohdan Chmel'nyč'kyj* gemeinsam, der genauso holzschnittartig daherkommt. In Deutschland als *Die Rückkehr der Steppenreiter* und mit dem Original-Cover im Verleih, ist er nur für Zuschauer über sechzehn empfohlen – in der Ukraine indes für alle Altersstufen.

Was, so eine Überlegung angesichts des Steppenfilms, als »Lehrfilm für das Volk« in Osteuropa funktioniert, unterliegt im Ausland allein Verkaufsargumenten. Dass auch im ukrainischen Chmel'nyč'kyj-Film ein Stupka agierte, fiel allerdings nicht darunter: dieses Mal war es Ostap Stupka, der Sohn.

Die Westslawistin **ALFRUN KLIEMS** ist Fachkordinatorin für Literaturwissenschaft und leitet seit 2011 die Projektgruppe »Spielplätze der Verweigerung«. In ihren Studien befasst sie sich eigentlich mit der Kunst und Literatur des Underground in Ostmitteleuropa. Den Ausflug ins Genre des Steppenfilms unternahm sie mit dem Historiker Mathias Mesenhöller anlässlich der GWZO-Jahrestagung 2009. Das gemeinsame Buchprojekt zum Thema soll 2012 abgeschlossen werden.

## Ševčenko *upgraded* Wie aus dem Nationaldichter der Ukraine ein »Staatslenker« wird, erläutert JENNY ALWART

Inmitten des Nationalen Filmstudios in Kiew befindet sich ein Denkmal für Taras Ševčenko (1814–1861), den Nationaldichter der Ukraine. Abb. links Es ist allerdings nicht öffentlich zugänglich, da das Gelände gewöhnlich für Besucher geschlossen ist; während des Hohol'-Festes im September 2010 war es jedoch anzuschauen. Denn für dieses internationale Kunstfestival, das eines der wichtigsten im Land ist und den Namen des russisch-ukrainischen Schriftstellers Mykola Hohol'/ Nikolaj Gogol' trägt, öffnete das traditionsreiche, in den 1920er Jahren gegründete Filmstudio für eine Woche seine Pforten.

Aus diesem Anlass wurde das noch aus der Sowjetzeit stammende, indes allmählich verfallende Ševčenko-Denkmal von einer ukrainisch-russländischen Künstlergruppe neu in Szene gesetzt. Das sich auf einer Anhöhe befindende, über eine Treppe zu erreichende Denkmal zeigt den



Nationaldichter und Maler, wie er seine Hände auf das linke Knie stützt und sinnierend den Kopf gesenkt hält. Ševčenkos Kleidung ist schlicht und ohne weitere Attribute; wichtigstes Erkennungsmerkmal bleibt sein charakteristischer Schnurrbart. Für das Hohol'-Fest wurden Tontauben auf dem Denkmal angebracht – in Anspielung auf die sich um Denkmäler in Touristenstädten scharenden Tauben. Über diesen Kunstgriff wurde der Ševčenko des Filmstudios als Besuchermagnet inszeniert.

Zur Installation gehörten auch unterschiedlich gestaltete Kopien, die hinter dem Original aufgestellt worden waren. Einem der Ševčenkos war ein orangefarbenes Pferd vorgespannt. *Abb. rechts* Das Plüschtier-Attribut lässt sich einerseits als visuelle Unterwanderung des sowjetischen Ševčenko-Denkmal verstehen, andererseits wollte der Künstler damit – laut eigener Auskunft auf der Festival-Website – das Denkmal »upgraden«, also aufwerten. Aus der sitzenden Figur habe er ein Reiterdenkmal gemacht, das als Denkmalform einen höheren Stellenwert besitze.

Reiterdenkmäler dienen der Verewigung von Staatslenkern oder Feldherrn. Die hier vorgenommene Verwandlung des Denkmals bezieht sich in diesem Sinne denn auch auf die heute in der Ukraine weit verbreitete Überzeugung, Ševčenko spiele eine herausgehobene Rolle für den Staat. Seit der Unabhängigkeit des Landes im Jahr 1991 ist er für den überwiegenden Teil der Intellektuellen der »ewige Präsident unseres Staates«, »einer der Ecksteine unseres nationalen Bauwerkes«, »ukrainischer Papst, König und Gottgesalbter« in einem. Doch nicht nur Intellektuelle, Künstler und Wissenschaftler sehen Ševčenko in dieser Funktion – auch von Politikern sind Statements dieser Art zu hören. Und das mehrmals im Jahr: Aus Anlass seines Todes- und Geburtstages im März, seiner Umbettung von St. Petersburg nach Kaniv nahe Kiew im Mai oder am Tag der Unabhängigkeit der Ukraine im August. Während der Gedenkfeier zur Umbettung Ševčenkos vor 150 Jahren beispielsweise, die am 22. Mai 2011 stattfand, sagte Premierminister Mykola Azarov, das Volk und der ukrainische Staat lebten durch das Wort Ševčenkos.

Volodymyr Lytvyn, Vorsitzender des Parlaments (Verchovna Rada), war der Meinung, Ševčenko habe gelehrt, was zu tun sei, um die Ukraine zu vereinen, damit sie ein »wirklich mächtiger zivilisierter Staat« werde. Und Präsident Viktor Janukovyč verlieh seiner Überzeugung Ausdruck, dass Ševčenko der »geistige Gipfel der Ukraine« sei. Ševčenkos Wort »vereinigt die letzten zwei Jahrhunderte hindurch unser Volk, erweckt seine freiheitsliebende Energie und das nationale Bewusstsein. Der Weg zur Unabhängigkeit unseres Vaterlandes



führte über das Erbe Ševčenkos, das uns um die Bekräftigung einer freien, wohlhabenden und demokratischen Ukraine konsolidiert«.

Der Erinnerungsort »Ševčenko« dient Politikern immer wieder als Anlass, die Ukrainer zu Einigkeit und Zusammenhalt aufzurufen. So meinte der ehemalige Präsident Viktor Jušenko im März 2009 in seiner Rede zur Überreichung des Taras Ševčenko-Nationalpreises der Ukraine, der höchsten Auszeichnung im Kulturbereich, das »Wort Ševčenkos ist vielleicht das größte Gottesgeschenk, das dem Volk geschickt wurde, welches jahrhundertlang den Weg zu seiner Staatlichkeit suchte [...]. Das Wort Ševčenkos vereinigt uns auch heute möglicherweise am allerstärksten«. Diese Übereinstimmung von Politikern aller Parteien über die Bedeutung Ševčenkos steht im Kontrast zur Bewertung anderer zentraler historischer Figuren, die bisweilen stark auseinander geht.

Ševčenko besitzt weiterhin, wie zuvor in der Sowjetunion, eine ausdrücklich integrative Funktion – wenn sie heute auch mit einem anderen Narrativ als noch vor 1991 verbunden ist: Während der »sowjetische« Ševčenko als »revolutionärer Sozialdemokrat« für die gemeinsame Auflehnung russischer und ukrainischer Intellektueller gegen soziale Unterdrückung stand, verkörpert Ševčenko heute den beschwerlichen, aber letztlich erfolgreichen Weg der Ukraine in die staatliche Unabhängigkeit.

Die Kopie des Ševčenko-Denkmal mit dem Stoffpferd nun wider setzt sich beiden Narrativen: Sie distanziert sich von der »sowjetischen« Vorlage, spielt aber zugleich mit den derzeitigen Versuchen von Politikern und Intellektuellen, mit Ševčenko Staat zu machen. Dabei nimmt das Werk ein *upgrading* einer Gestalt vor, die laut Umfrage aus dem Jahr 2010 mit 97,7 Prozent als positivste historische Figur gilt (<http://polityka.in.ua/info/456.htm>). Das Werk ist daher in doppeltem Sinne ironisch gemeint: Es wertet die Bedeutung von Ševčenko auf, der ohnehin schon als *die* Gestalt der ukrainischen Geschichte gesehen wird, und gleichzeitig zieht es die ihm zugeschriebene staatstragende Funktion in Zweifel.

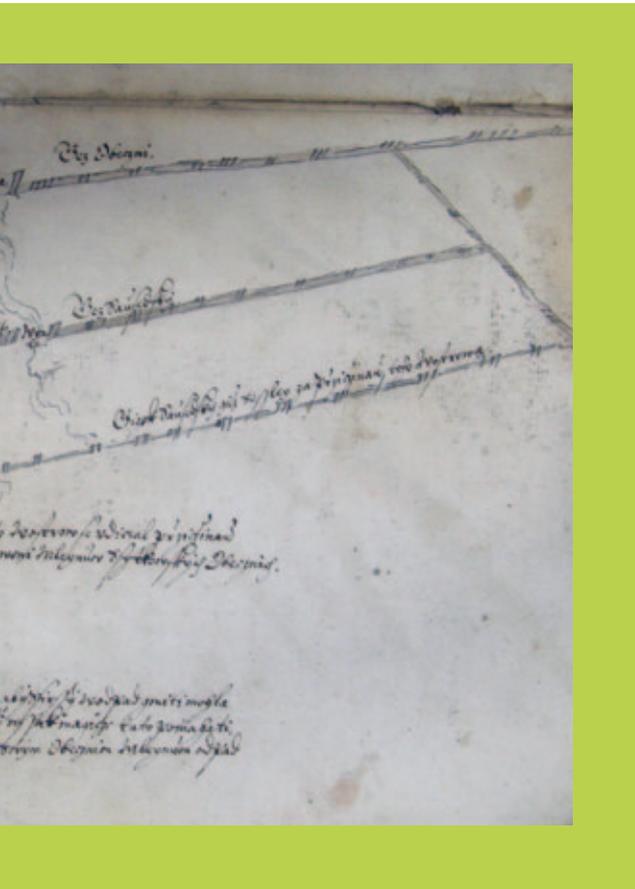
**JENNY ALWART** bearbeitet als Kulturwissenschaftlerin das DFG-Projekt »Der ukrainische Dichter Taras Ševčenko als *lieu de mémoire* von 1960 bis heute«. Ihre Dissertation *Mit Taras Ševčenko Staat machen. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in der Ukraine vor und nach 1991* ist im Böhlau-Verlag in der Reihe »Visuelle Geschichtskultur« erschienen. Sie mag die neueren Vertonungen von Ševčenkos bekanntestem Gedicht *Vermächtnis*: <http://rock.lviv.ua/upload/mp3/1004.mp3> und <http://kyky.org.ua/song/417637.html>



# Vom Streit um das Neustädter Wehr

Von den Nöten der Wassernutzung im frühneuzeitlichen Prag erzählt MARTINA MAŘÍKOVÁ

»[...] willkürlich und ungehörig gegen die Ordnung und das Recht in diesem Königreich [...] streben sie, uns unsere Mühlen auszutrocknen, uns um unsere Gewerbchen zu bringen.«



So emotionsgeladen beklagten sich im Sommer 1610 die Besitzer der Šerlink- und Oberschiffsmühlen beim Kaiser über eine für sie untragbare Situation an dem zu ihren Mühlen gehörenden Wehr. Den Grund ihrer Empörung – ein Loch im Wehr – zeigt ein kolorierter Situationsplan aus einem der 27 erhaltenen Gedenkbücher der Prager geschworenen Landesmüller – gefunden in der Handschriftensammlung des Archivs der Hauptstadt Prag (Sign. 3469, Fol. 12r). Das Amt führte solche Bücher spätestens seit Ende des 16. Jahrhunderts, um darin empfangene Anträge, Berichte über vorgenommene Besichtigungen, die so genannten Relationen, und die Berufungen gegen ihre Urteile zu sammeln. Situationspläne finden sich dort jedoch nur selten. Dieser hier entstand vermutlich während oder kurz nach der Besichtigung des beschädigten Neustädter Wehres; seine Kopie wurde später dem an die Hofkanzlei gesendeten Gesuch beigefügt.

In der Legende oberhalb des Lochs steht zu lesen, dass es am 17. Juli 1610 zur erwähnten Beschädigung kam. Angeführt von Repräsentanten des Neustädter Rates erschienen an diesem Tag Flößer am Wehr und schlugen ein 28 Ellen breites Loch in selbiges. Kernpunkt des vorangegangenen Streites war der schlechte Wasserabfluss von den Rädern des 1599 umgebauten Neustädter Wasserwerkes sowie der Gemeindemühlen. Das zu geringe Stromgefälle erschwerte die Wasserverteilung in die städtischen Brunnen und bedrohte die Funktion der Anlage. Außerdem schädigte der Umbau die Müller unterhalb der Šitka-Mühlen erheblich: Der unzureichende Wasserstrom verringerte die Leistung ihrer Mühlen und gefährdete ihr Gewerbe. Die betroffenen Müller bemühten sich zunächst um Ver-

ständigung. Als diese misslang, wandten sie sich an das zuständige Amt – die Prager geschworenen Landesmüller.

Diese Institution war 1340 auf Veranlassung des zukünftigen böhmischen Königs und Kaisers Karl IV. gegründet worden und mit der qualifizierten Aufsicht über Mühlen und Wehre beauftragt: Niemandem sollte durch die Wassernutzung ein Schaden entstehen. Im Schadensfall hatten die Landesmüller Abhilfe zu schaffen, über Fristen und Geldstrafen zu entscheiden. Sie erstatteten dem Altstädter Rat ihre Untersuchungsberichte, die dann in den Stadtbüchern niedergeschrieben wurden. Die Erkenntnisse der Landesmüller waren für die beteiligten Parteien bindend. Trotzdem wurden ihre Urteile manchmal in Frage gestellt und wandten sich die unzufriedenen Parteien an den Altstädter Rat, das Landesgericht oder gar den Herrscher selbst.

So war es auch in diesem Fall: Keine Seite wollte ihre Position aufgeben. Deshalb entschieden sich die Beschädigten, das Urteil der Landesmüller nicht anzuerkennen und wandten sich an den auf der Prager Burg residierenden Kaiser. Nachdem sie zehn Monate lang Eingaben und gegenseitige Unterstellungen versandt hatten, schlossen beide Seiten endlich einen Schiedsvertrag über die Reparatur des Wehres ab. Dieser bestimmte nicht nur den genauen Ablauf der Schadenssanierung, sondern auch die Kostenbeteiligung. Angesichts der hohen Konzentration von Wasserbauten an dieser Stelle blieb das Wehr allerdings auch weiterhin ein problematischer Ort für die Prager Wassernutzung. Und auch in den folgenden Jahren mussten die Landesmüller es nicht nur einmal besichtigen. Wahrscheinlich deshalb wurden die betreffenden Einträge in die jüngeren Gedenkbücher übernommen, in denen noch eine weitere Ausfertigung des Plans enthalten ist.

Der kolorierte Situationsplan zeigt nicht nur das beschädigte Wehr, sondern auch die Verteilung anderer Anlagen am rechten Moldauufer zwischen Šítka-Wasserwerk und Šerlink-Mühlen. Der Plan verrät viele Details: das Baumaterial der Gebäude gemäß der Dachfarbe (Stein oder Holz), die Anzahl der Wasserräder, Kraft und Richtung des Wassers beim Durchfluss der Mühlen. Am oberen Rand ist das Šítka-Wehr (hier Gemeindewehr) abgebildet, das das Wasser den Neustädter Mühlen und dem Wasserwerk zuführte. Außer der schiefen Lage des Wehres gegenüber dem Moldaustrom – durch den der Durchfluss zu den Neustädter Anlagen gelenkt wurde – sind noch eine »Fleusse« beziehungsweise ein Tor und ein zum nächsten Wehr verlaufender Wasserstrom dargestellt.

Parallel dazu läuft das »Nachbarliche« Wehr, das das Wasser auf die Oberschiffs- und dann die Šerlink-Mühlen leitete. Letztere befinden sich auf dem Moldauarm zwischen der Insel (heute Žofín) und dem Flussufer. Oberhalb des südlichen Inselrandes ist auch das »Streitloch« samt erklärender Legende zu sehen. Am linken Moldauufer schließt ein kleineres Wehr, das zu den Petžílkas-Mühlen und dem Kleinseitner Wasserwerk gehörte, die Anlage ab. Das letzte Wehr wird als baufällig beschrieben. Grund hierfür war die Insel, die nach dem Bau des Neustädter Wasserwerkes durch abgelagerte Sedimente entstanden war.

Am linken Rand des Plans findet sich noch ein weiteres bemerkenswertes Detail: Das Ufer breitete sich infolge der Tätigkeit von Loh- und Weißgerbern in den Moldauarm aus. Die Legende erklärt, dass es deshalb schon einige Besichtigungen gab, die jeweils vorgeschlagenen Lösungen jedoch nicht realisiert wurden.

Der Situationsplan des Neustädter Ufers und die damit zusammenhängenden Dokumente zeigen, welch lebhafter Verkehr damals auf der Moldau herrschte. Jeder Meter Flussufer wurde so weit wie möglich genutzt. So befanden sich auf nur etwa 200 Metern mehrere Wehre, Wassermühlen und ein Wasserwerk. Außerdem griffen an dieser Stelle noch Weißgerber, Lohgerber und Färber auf den Fluss zu. Bei einer solch intensiven Wasserverwendung kam es natürlich auch zu Streitigkeiten und umstrittenen Eingriffen. Eine Lösung für den Streitfall zu finden, konnte schwierig sein und sich langwierig gestalten. Deshalb standen die Wasserbauten unter Aufsicht der Prager geschworenen Landesmüller. Der hier beschriebene Situationsplan ist nur eines von vielen Dokumenten, die durch ihre Tätigkeit entstanden. Zusammen mit zahlreichen Relationen stellt er eine wichtige Quelle für die Untersuchung der Topographie und Entwicklung der heutzutage meist schon verschwundenen Prager Wasserbauten dar.

Die Historikerin **MARTINA MAŘÍKOVÁ** forscht seit 2011 in der Projektgruppe »Usus aquarum: Mühlenbau, Wasser und Verkehr im hochmittelalterlichen Landesausbau Ostmitteleuropas« über das Verhältnis der mittelalterlichen Gesellschaft zum Wasser. Sie untersucht die verschiedenen Arten der Gewässernutzung, aber auch die Maßnahmen, die sich aus Streitigkeiten über die Wasserläufe ergaben.

## Ziele

Das 1995 gegründete Geisteswissenschaftliche Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) an der Universität Leipzig ist in mehrfacher Hinsicht ein Kind seiner Zeit. Es hat die Ostmitteleuropaforschung der alten Bundesrepublik und der DDR zusammengeführt und fortentwickelt. Dabei war es sein besonderes Anliegen, die Verbindungen in die östlichen Nachbarländer zu erhalten, zu erweitern und zu erneuern – das Forschen über als ein Forschen in und mit Ostmitteleuropa, das heißt mit den Ostmitteleuropäern zu gestalten. Inzwischen ist die Perspektive, die dieser Ausrichtung programmatisch zugrunde lag, Realität geworden: Zwei Jahrzehnte nach den Revolutionen im östlichen Europa hat sich der Forschungsgegenstand »Ostmitteleuropa« von einem vermeintlich »anderen« Europa zu einem integralen Teil der erweiterten Europäischen Union gewandelt.

Die Gründung des GWZO wurde nach den Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Förderung Geisteswissenschaftlicher Zentren (1994) initiiert, um laut Satzung die »Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa vom Frühmittelalter bis ins 20. Jahrhundert in vergleichender Perspektive wissenschaftlich zu erforschen«. Damit ist das Programm den Prinzipien von Komparatistik, Interdisziplinarität und Transnationalität verpflichtet. Die Ausrichtung des Instituts hat die Interaktion und Kooperation mehrerer Fächer zur notwendigen Konsequenz.

Der Forschungsgegenstand des Zentrums – Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa – umfasst ein chronologisches Spektrum vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart und eine historische Großregion zwischen Baltikum, Adria und Schwarzem Meer. Als heuristisches Konzept wird ein Ostmitteleuropa-Begriff zugrunde gelegt, der von einer offenen Geschichtsregion ausgeht, die durch historisch ge-

wachsene Strukturmerkmale geprägt ist. Durch sie unterscheidet sich Ostmitteleuropa von anderen Teilen Europas und Eurasiens.

Phänomene wie multiethnische Siedlungsprozesse, ausgeprägte Ständeverfassungen, pluralistische Konfessionalisierung, Ruralität und späte Industrialisierung, nationale und staatliche Emanzipationsprozesse bis an die Schwelle der Gegenwart sowie von außen herangetragene und intern rezipierte Rückständigkeitsdiskurse prägen die Strukturen Ostmitteleuropas auf lange Dauer. Für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts sind überdies die 1918 entstandene »Kleinstaatenvelt« sowie die nationalsozialistische und sowjetische Überformung Ostmitteleuropas samt den Genoziden Holocaust und Porrajmos zu nennen. Für die zweite Hälfte spielen das Exil, intellektuelle Dissidenz, zivilgesellschaftliche Gegenstrukturen sowie das genuin ostmitteleuropäische Epochenjahr 1989 eine Rolle.

Seit der letzten Evaluierung durch den Wissenschaftsrat (2005) hat sich im Rahmen der Gesamtentwicklung der EU das Interesse an politischen Entwicklungen in Ostmitteleuropa und deren historisch-kulturellen Hintergründen noch verstärkt – bedingt durch Ereignisse wie die »Orange Revolution« in der Ukraine, Widerstände in Polen und Tschechien gegen den Vertrag von Lissabon und die Erinnerungen an das Ende des Zweiten Weltkrieges, den »Prager Frühling« 1968 sowie das »Wendejahr« 1989.

## Ansätze

»Verflochtene Geschichten« und Untersuchungen der Transnationalität Ostmitteleuropas versuchen, den noch immer dominanten methodologischen Nationalismus in der Geschichtsschreibung der Region zu überwinden.

Hinter dem Terminus *entangled histories* – verflochtene Geschichten – verbirgt sich ein Bündel von Zugängen, die von der Geschichtswissenschaft seit längerem ausgehend von postkolonial gewendeten Imperialgeschichten diskutiert werden. Während die einen von transnationaler Geschichte sprechen, plädieren andere dafür, Multikulturalität beziehungsweise *cultural encounters* zu untersuchen, oder bevorzugen den Begriff der Translokaltät. Die längst nicht abgeschlossene Diskussion lädt auch in Bezug auf Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas zum Testen neuer Forschungsstrategien ein.<sup>1</sup>

Die Konjunktur transnationaler Geschichte hat weit reichende Konsequenzen, denn sie beschränkt sich nicht auf die Untersuchung vernachlässigter Quellen oder Entdeckung bislang ignorierte historischer Verflechtungen. Transnationale Geschichte ist vielmehr getragen von einer grundlegenden Kritik am methodologischen Nationalismus,<sup>2</sup> der von der (häufig impliziten) Annahme ausgeht, der Nationalstaat bilde den natürlichen Rahmen historischer Betrachtungen. Sie setzt sich damit von einer Geschichtswissenschaft ab, die sich im späten 19. Jahrhundert etablierte, als Historiker ein enges Bündnis mit dem Nationalstaat eingingen und dazu beitrugen, diesen zu legitimieren. Heute rücken dagegen grenzüberschreitende Verflechtungen kultureller, politischer und ökonomischer Natur in das Alltagsbewusstsein und stellen damit auch Anforderungen an neue historische Deutungen.

Dabei bestreitet die transnationale Geschichte

nicht die Bedeutung des Nationalstaats, sondern hebt dessen zentrale Rolle bei der Kontrolle und Kanalisierung solcher Verflechtungen hervor. Allerdings betrachtet sie diese Rolle im historischen Wandel. Transnationale Geschichte baut eine Brücke zwischen dem Nationalen und Globalen, eröffnet so Historikern die Möglichkeit, sich ausgehend von ihrer Erfahrung mit National- oder Regionalgeschichten ein neues, oftmals vernachlässigtes Gebiet zu erschließen, das es erlaubt, die Geschichte der Nationalisierung als Teil der und Antwort auf die Globalisierung zu verstehen.<sup>3</sup>

Die GWZO-Projektgruppe »Ostmitteleuropa Transnational« arbeitet seit 2006 an diesem Problemkreis für die Region zwischen Ostsee und Adria – eine Region, die im Schnittpunkt verschiedener imperialer Projekte lag und unterschiedlichen Nationalisierungsstrategien ausgesetzt war. Entstanden Nationalstaaten in Ostmitteleuropa zwar später als in Westeuropa, so heißt dies doch nicht, dass die Region in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine transnationale Geschichte kannte, etwa in Form der Teilnahme an internationalen Organisationen, globalen Kartellen oder der Intensivierung von Kontakten zur außereuropäischen Welt. Bereits in der Vergangenheit wurde Ostmitteleuropa als besonders interessanter Fall von Verflechtungsgeschichten betrachtet. Dies konzentrierte sich einerseits auf Verflechtungen innerhalb der Region, die teilweise als Bezüge zwischen imperialem Zentrum und Peripherie betrachtet wurden, teilweise als (proto)nationale Bewegungen, die noch keine territoriale Bindung vorweisen konnten.<sup>4</sup>

Andererseits beschäftigt die Frage nach der Zugehörigkeit zu Europa sowohl die Intellektuellen aus Prag, Krakau und Budapest als auch die aus Westeuropa. Seit auf dem Kontinent die Idee des historischen Fortschritts in einer Weise verräumlicht worden ist, die dem Osten den Part einer definitiven oder relativen Rückständigkeit zuweist,<sup>5</sup> hat diese Konstellation ganz unterschiedliche Vorstellungen über die Verflochtenheit des östlichen mit dem westlichen Europa hervor getrieben: von der Denkfigur eines dauerhaften Kulturgefälles und eines entsprechenden

west-östlichen Ideenflusses über das Modell einer Zugehörigkeitssehnsucht, die aus den »edlen Wilden« die »besseren Europäer« werden ließ, bis hin zur Akzeptanz multipler Modernitäten. Seltener wird erwähnt, dass die Fixierung auf die Frage nach dem Verhältnis von Ost und West so viel Energie verbraucht, dass für die Bezüge zum »Rest der Welt« nur geringe Aufmerksamkeit verbleibt und insbesondere dem Osten des Kontinents ein narzisstischer Eurozentrismus zugestanden wird.

Ostmitteleuropa taucht denn auch umgekehrt in vielen Weltgeschichten nicht auf, und die jüngste Konjunktur der Globalgeschichte findet vergleichsweise vorsichtige Resonanz in der Region – als gelte es zunächst die europäische Frage zu klären, ehe man sich globalen Prioritäten zuwenden kann.

Die Leipziger Forschungen schreiben sich also in eine allgemeine Bewegung zur stärkeren Berücksichtigung transnationaler Geschichte ein, die sich indes gegenwärtig auf Westeuropa und die USA konzentriert beziehungsweise auf postkoloniale Fragestellungen zu Asien und Afrika. Dagegen lassen sich in Bezug auf die Chancen einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas zwei Positionen beobachten.

Die einen argumentieren, dass im Falle Ostmitteleuropas die Zeit für eine transnationale Geschichte noch nicht gekommen sei, diese Gesellschaften zunächst der Wiederaneignung ihrer nationalen Geschichte bedürften – als Befreiung von jahrzehnte-, wenn nicht jahrhundertelanger Bevormundung durch imperiale Zentren. In dieser Perspektive ist eine transnationale Geschichte politisch inopportun und gibt es für sie auch relativ wenige empirische Anhaltspunkte, denn Ostmitteleuropa sei noch gar nicht in das Zeitalter seiner Transnationalisierung eingetreten

beziehungsweise beginne gerade erst innerhalb der EU eine solche Öffnung zu vollziehen.

Dieser skeptischen Perspektive steht eine Sichtweise gegenüber, der zufolge es eigentlich keiner transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas bedarf: Diese Geschichte sei schon immer transnational gewesen. Das habe mit dem multiethnischen Charakter des Habsburgerreiches, den Verflechtungen der ostmitteleuropäischen Staaten untereinander zu tun. Ostmitteleuropa sei immer stärker als andere Teile Europas durch Völkerbewegung gekennzeichnet gewesen, und die Zirkulation der Ideen, die Ostmitteleuropa beeinflusst hätten, sei besonders hoch gewesen.

Natürlich gibt es für beide Auffassungen Anhaltspunkte in Realgeschichte und Historiographie. Es ist aber doch erstaunlich, wie gut sich diese Geschichte einer schon immer existierenden Transnationalität Ostmitteleuropas mit dem Paradigma einer Rückständigkeit, fehlender Eigenständigkeit oder der ungenügenden Befestigung einer nationalen Identität verbinden lässt. Eine transnationale Geschichte aber, die nach empirischer Grundierung sucht, muss sich zunächst den Blick freihalten für neue Befunde. Es kann nur hilfreich sein, Ostmitteleuropa nicht immer nur am Grad der Nationalisierung und deren Dynamik in Westeuropa zu messen, sondern die Region in ihren globalen Verflechtungen zu untersuchen. Dass dies mit aktuellen Entwicklungen in der Region korrespondiert, die keineswegs nur vermittelt durch die Europäisierung ihre weitere Globalisierung erlebt, macht die historische Rekonstruktion umso spannender.

FRANK HADLER (GWZO Leipzig)

MATTHIAS MIDDELL (Universität Leipzig)

1 Verflochtene Geschichten: Ostmitteleuropa. Hg. v. Frank HADLER und Matthias MIDDELL. Leipzig 2010 (= *Comparativ* 1–2/2010).

2 Siehe u.a. *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien.* Hg. v. Gunilla BUDDE u.a. Göttingen 2006.

3 Dazu auch exemplarisch die GWZO-Projektgruppe »Zwischen religiöser Tradition, kommunistischer Prägung und kultureller Umwertung. Transna-

tionalität in den Erinnerungskulturen Ostmitteleuropas vor und seit 1989«.

4 So in *Historia Europy Środkowo-Wschodniej* [Geschichte Ostmitteleuropas]. Hg. v. Jerzy KŁOCZOWSKI. Lublin 2000. Siehe auch PUTTKAMER, Joachim v.: *Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert.* München 2010.

5 Dazu u.a. *Probleme und Perspektiven der Europa-Historiographie.* Hg. v. Rolf PETRI und Hannes SIEGRIST. Leipzig 2004 (= *Comparativ* 3/2004). – WOLFF,

Larry: *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment.* Stanford 1994. – LEMBERG, Hans: Zur Entstehung des Osteuropabegriffs im 19. Jahrhundert. Vom »Norden« zum »Osten« Europas. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 33 (1985), S. 48–91. – STRUCK, Bernhard: *Nicht West – nicht Ost. Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender, 1750–1850.* Göttingen 2006.

# Perspektiven

Die Forschungsperspektiven bilden für die am GWZO angesiedelten Projektgruppen und Einzelprojekte den gemeinsamen Rahmen, innerhalb dessen interdisziplinär und epochenübergreifend gearbeitet werden kann. Überschneidungen und Berührungen sind deshalb programmatisch gewünscht.

## Kulturtransfer in den inner- und überregionalen Beziehungen Ostmitteleuropas

Für die Untersuchung von Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas bietet sich das Konzept des Kulturtransfers geradezu an, lassen sich doch hier inner- und überregionale Kulturkontakte vom frühen Mittelalter bis heute beobachten. Kulturtransfer wird als dynamischer Prozess aufgefasst, der nicht bloß die Übertragung oder Ausbreitung von kulturellen Phänomenen beschreibt, sondern vielmehr deren gegenseitige Beeinflussung. Das historische Profil der Region lässt sich nicht erforschen, geht man von der Vorstellung homogener Kulturen aus. Begriffe wie »Ausgangskultur« und »Zielkultur« haben sich hier als irreführend erwiesen. Termini wie »Import«, »fremd« und »anders« sollen nicht als Verneinung offener Beziehungsgeflechte verstanden werden, die Prozessen wechselseitiger Durchdringung eine Hierarchie geben. »Kulturen« werden daher im GWZO als relationale und kontextabhängige Praktiken verstanden.

## Bedingtheiten und Potenziale von Modernisierungsprozessen

Phänomene von »Modernisierung« durchziehen die gesamte Geschichte Ostmitteleuropas bis in die Gegenwart. Ein wesentliches Anliegen des GWZO ist, unter dieser Perspektive die Eigenvoraussetzungen und -entwicklungen der ostmitteleuropäischen Gesellschafts- und Staatsbildungen zu erforschen. Dabei gilt es, die an westeuropäischen Verläufen ausgerich-

tete Normierung von Modernität zu vermeiden. Vor dem Hintergrund der Perspektive »Kulturtransfer« wird vielmehr die »Europäisierung« Ostmitteleuropas nach 1989 als Wiederentdeckung seiner historischen Europäizität aufgefasst – ist doch Europa erst durch den Einschluss der einst als »barbarisch« angesehenen Regionen im Norden und Osten des Kontinents »geworden«. Offene Konzepte von Modernisierung dienen dazu, die spezifischen Entwicklungen der Region vom Mittelalter bis zum 21. Jahrhundert auf eine Weise zu beschreiben, die verbreitete Thesen von ihrer relativen Rückständigkeit revidiert und Ostmitteleuropa als gleichberechtigten Gegenstand einer historischen Komparatistik etabliert.

## Nationale Identitätsbildungen

Betrachtungen von Kulturkontakten und Modernisierungsprozessen in Ostmitteleuropa zeigen sich vielfach vom historischen Erfolg nationalstaatlicher Narrative verengt. Doch sind Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas von komplex verwobenen Identifikationsangeboten geprägt, am offensichtlichsten von regionalen (sub- und transnationalen), ethnischen und konfessionellen. Die Problematisierung »nationaler Identitätsbildung« ist insofern zugleich ein Forschungs- und politisches Anliegen: Untersuchungen von Entstehung, Formierung und Festigung solcher und anderer Zuschreibungen können dazu beitragen, überkommene Werturteile bezüglich konkurrierender Identitätsbildungen zu thematisieren. Am GWZO stehen daher transnationale Bestimmungsfaktoren wie Religion, Ideologie, Ökonomie und »Europa« sowie Prozesse kultureller Umwertung und Interferenz im Fokus.

# Oskar-Halecki-Vorlesung

Die jährliche Oskar-Halecki-Vorlesung des GWZO verfolgt das Ziel, herausragende Persönlichkeiten des wissenschaftlichen, aber auch öffentlichen Lebens dazu einzuladen, aus ihrem Lebenswerk oder ihrem Erleben über, mit und in den östlichen Nachbarländern Deutschlands für ein breiteres Publikum vorzutragen. Die Festvorlesungen werden anschließend publiziert, um ihre breite Rezeption und fortdauernde Diskussion anzustoßen.

Der in Wien geborene Pole Oskar Halecki (1891–1973) war einer der führenden Mittelalter- und Neuzeithistoriker im Polen der Zwischenkriegszeit. Auf dem internationalen Historikerkongress 1933 in Warschau prägte er die erste Grundsatzdebatte über das Selbstverständnis der historischen Teildisziplin Osteuropäische Geschichte. 1939 zur Emigration gezwungen, gründete er 1942 in New York das Polish Institute of Arts and Sciences in America. Hier entwickelte Halecki seine geschichtsregionale Konzeption Ostmitteleuropas als historische Strukturlandschaft und verfasste seine bis heute wegweisende Gesamtdarstellung *Borderlands of Western Civilization*. *A History of East Central Europe* (New York 1952) sowie seine grundlegende Studie *The Limits and Divisions of European History* (London–New York 1950). Sein breites Fachwissen setzte der Historiker Halecki auch im diplomatischen Dienst der Zweiten Polnischen Republik sowie im Sekretariat des Völkerbundes ein.

Gäste des Instituts waren in den vergangenen Jahren:

- |      |   |
|------|---|
| 2010 | <b>Prof. Dr. Katherine Verdery</b><br>New York        |
| 2009 | <b>Dr. Hans-Dietrich Genscher</b><br>Bonn             |
| 2008 | <b>Prof. Dr. Hermann Parzinger</b><br>Berlin          |
| 2007 | <b>Prof. Dr. István Fried</b><br>Szeged               |
| 2006 | <b>Prof. Dr. Walter Pohl</b><br>Wien                  |
| 2005 | <b>Prof. Dr. Thomas DaCosta Kaufmann</b><br>Princeton |
| 2004 | <b>Prof. Dr. Piotr S. Wandycz</b><br>New Haven        |
| 2003 | <b>Prof. Dr. Maria Todorova</b><br>Urbana-Champaign   |
| 2002 | <b>Prof. Dr. Miroslav Hroch</b><br>Prag               |
| 2001 | <b>Prof. Dr. Włodzimierz Borodziej</b><br>Warschau    |

## Oskar-Halecki-Vorlesung 2010 Jahresvorlesung des GWZO

Prof. Dr. Katherine Verdery

„Secrets and Truths:  
Knowledge Practices of  
the Romanian Secret  
Police“

Einladung

Dienstag, 19. Oktober 2010 / 19 Uhr c. t.  
GWZO, Specks Hof (Eingang A, Reichsstr. 4) 4. Etage

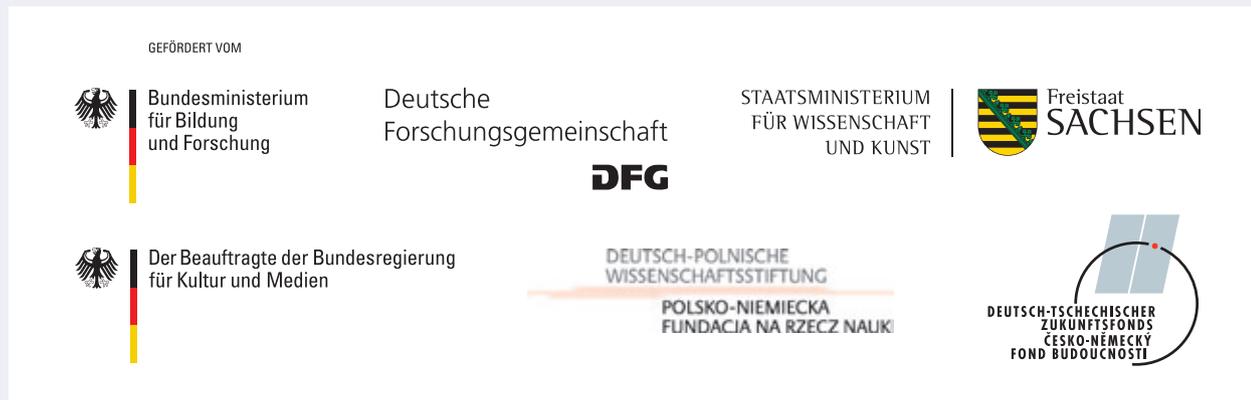


Geisteswissenschaftliches Zentrum  
Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas  
an der Universität Leipzig

# Projekte

Die Grundfinanzierung des GWZO trägt der Freistaat Sachsen; die Trägerschaft der Projektforschung ist 2008 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) in die Projektfinanzierung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) übergegangen. Seither unterstützt das BMBF

außer der Arbeit der Projektgruppen die Erstellung forschungsnaher Syntheseleistungen (Lexika, Handbücher, Ausstellungen). Darüber hinaus wurden und werden zahlreiche Drittmittelvorhaben durch anderweitige Förderinstitutionen finanziert. Wir sind all unseren Förderern zu Dank verpflichtet.



## Projektgruppen (BMBF-Förderung)

**Vergleichende Untersuchungen zum sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Wandel.** Grenz- und Kontaktzonen Ostmitteleuropas im Mittelalter

**Die frühmittelalterlichen Zentren an der Donau.** Städtische Topographie, Christentum und Handel zwischen Mitteleuropa und dem Schwarzen Meer

**Repräsentation und Nachleben spätmittelalterlicher Herrscher Mitteleuropas.** Kunst – Liturgie – Geschichte (1250–1550)

**Hofkultur in Ostmitteleuropa vom 14.–18. Jahrhundert.** Kulturelle Kommunikation und Repräsentation im Vergleich

**Armenier in Wirtschaft und Kultur Ostmitteleuropas** (14.–19. Jahrhundert)

### Osmanischer Orient und Ostmitteleuropa.

Vergleichende Studien zu Perzeptionen und Interaktionen in den Grenzzonen

**Religionsfrieden und Modi der Bewältigung religiöser/konfessioneller Konflikte in Ostmitteleuropa** (16.–19. Jahrhundert)

**Rechtskulturelle Prägungen Ostmitteleuropas in der Moderne.** Produktionseigentum, Geistiges Eigentum, Bodeneigentum

**Ostmitteleuropa Transnational.** Studien zu einer Verflechtungsgeschichte Ostmitteleuropas 1867 bis zur Gegenwart

**Imaginationen des Urbanen in Ostmitteleuropa.** Stadtplanung – Visuelle Kultur – Dichtung im 20. Jahrhundert

**Zwischen religiöser Tradition, kommunistischer Prägung und kultureller Umwertung.** Transnationalität in den Erinnerungskulturen Ostmitteleuropas vor und nach 1989

## Weitere Projektgruppen und Einzelprojekte (versch. Forschungsförderer)

**Die Rus' und das Dešt-i-Qipčak (580–1480).**  
Regesten zur Geschichte der Slavia Asiatica. *DFG*

**Die bildkünstlerische Repräsentation an den Höfen Kaiser Friedrichs III. und benachbarter Königs- und Fürstenhäuser Ostmitteleuropas.** Historische Formen visueller Kommunikation in ihren europäischen Verflechtungen 1437–1493. *DFG*

**Bild und Konfession.** Funktionen und Konzepte von Bildern in den gesellschaftlichen und kulturellen Formierungsprozessen des konfessionellen Zeitalters in Mitteleuropa. *VolkswagenStiftung*

**Künstler und Kunsthandwerker an der Schwelle zur Neuzeit in Ostmitteleuropa.** *DPWS/DTZ*

**Konfession und Konversion.** Konfigurationen, Praktiken und Medien konfessioneller Grenzüberschreitungen in Mittel- und Osteuropa 1560–1700. *VolkswagenStiftung*

**Reflexion kultureller Interferenzräume.**  
Ostmitteleuropa im 20. Jahrhundert. *BMBF-E*

**Problematisierung und Reformulierung kultureller Identität in Ostmitteleuropa.** Schlüsselfiguren des kulturellen Prozesses und das Ende der Avantgarde. *DFG*

**Visuelle und historische Kulturen Ostmitteleuropas im Prozess staatlicher und gesellschaftlicher Modernisierung seit 1918.** *DFG*

**Der ukrainische Dichter Taras Ševčenko als lieu de mémoire von 1960 bis heute.** *DFG*

## Handbuchprojekte

**Handbuch zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa.** *BMBF*

**Geschichte Ostmitteleuropas in transnationaler Perspektive.** Ein Handbuch in drei Teilen. *BMBF*

»Europa Jagellonica«. Begleitband zur Ausstellung »Europas Mitte um 1500«. *DFG*

## Ausstellungen

**Europa Jagellonica.** Kunst und Kultur in Ostmitteleuropa an der Schwelle zur Neuzeit. *DFG*

**Mitteleuropa zur Zeit zweier Konzile: Konstanz und Basel (1414–1449).** *BMBF*

**Erfolg Passauer Hofkünstler in Ostmitteleuropa (1500–1550).** *BMBF*

Im Jahr 2010 arbeiteten am GWZO 60 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Am Gastwissenschaftlerprogramm nahmen 39 Forscherinnen und Forscher aus aller Welt teil. Hinzu kamen 2 Stipendiatinnen und Stipendiaten.

# Veranstaltungen

Das GWZO veranstaltet jährlich im Schnitt fünfzehn Tagungen und Workshops, organisiert Ringvorlesungen und Vortragsreihen, initiiert Projektvorträge seiner Gastwissenschaftler, aber auch öffentliche Lesungen, Ausstellungen und Podiumsgespräche. Oft kooperiert es dabei mit Partnern in Leipzig, in Deutschland, in den Untersuchungsregionen und im übrigen europäischen und außereuropäischen Ausland. Wir sind diesen uns freundschaftlich verbundenen Partnern zu Dank verpflichtet. Eine vollständige Liste der Kooperationspartner und Veranstaltungen des GWZO findet sich auf der Homepage [www.uni-leipzig.de/gwzo](http://www.uni-leipzig.de/gwzo)

## 25. Januar 2010 | Buchpräsentation

Atlas »Zwangsumsiedlung, Flucht und Vertreibung. Ostmitteleuropa 1939–1959«  
*Deutsches Historisches Museum Berlin*

## 1.–3. März 2010 | Expertentreffen UNESCO

Wirken der Zisterzienser im nördlichen Mitteleuropa  
*Bad Doberan*

## 10. März 2010 | Forschungsgespräch

Adelskultur im Umkreis Karls IV.  
*GWZO Leipzig*

## 25.–26. März 2010 | Konferenz

Stadt-Mord-Ordnung. Urbane Settings in der Kriminalliteratur aus Ost-Mittel-Europa  
*GWZO Leipzig*

## 25. März 2010 | Krimi-Lesung und Gespräch

»Lord Mord« von Miloš Urban (Prag)  
*Schaubühne Lindenfels Leipzig*

## 22. April 2010 | Lesung und Gespräch

Grenzen erfahren – Grenzen erschreiben – Grenzen belichten. Literatur & Fotografie  
*Schaubühne Lindenfels Leipzig*

## 27. April 2010 | Workshop

Transnationale Geschichte Ostmitteleuropas.  
Forschungen zu Migration  
*GWZO Leipzig*

## 7. Mai 2010 | Ehren-Kolloquium

(Neo-)Avantgarde in der tschechischen und slowakischen Literatur. Zum 75. Geburtstag von Prof. Dr. Pavol Winczer  
*Universität Wien*

## 25. Mai 2010 | Workshop

Transnationale Geschichte Ostmitteleuropas.  
Forschungen zu wirtschaftlichen Verflechtungen  
*GWZO Leipzig*

## 26.–28. Mai 2010 | Konferenz

Eigenkirchen, Höfe und Sitze und die Entwicklung von frühen Eliten in Ostmitteleuropa  
*Böhmisches Silber-Museum Kuttenberg/Kutná Hora*

## 1.–3. Juli 2010 | Deutsch-Polnisch-Russländische Konferenz

Erinnern an den Zweiten Weltkrieg. Mahnmale und Museen in Mittel- und Osteuropa  
*Auswärtiges Amt Berlin/  
Deutsches Historisches Museum Berlin*

## 8.–10. Juli 2010 | Interdisziplinäre Tagung

Häuslich – Persönlich – Innerlich. Bereiche der privaten Frömmigkeitsausübung im späten Mittelalter und der Frühen Neuzeit  
*Universität Leipzig*

## 14.–19. September 2010 | Internationales Forum 2010 der GESCHICHTSWERKSTATT EUROPA

Vilnius zwischen den Kriegen. Jüdische Kultur, litauische Gesellschaft, polnischer Staat und weißrussische Minderheit  
*Universität Vilnius*



**15.–18. September 2010 | Internationale Tagung**

37. Internationale Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandforschung in Mitteleuropa  
*GWZO Leipzig*

**17.–18. September 2010 | Workshop**

Orientalismen in Ostmitteleuropa. Wahrnehmung und Deutung der außereuropäischen Welt im langen 19. Jahrhundert  
*GWZO Leipzig*

**20.–22. September 2010 | Internationale Tagung**

Hrad Křivoklát a Lovecký Hvozď  
*Burg Křivoklát*

**21.–25. September 2010 | International Conference**

Rome, Constantinople and Newly-Converted Europe: Archeological and Historical Evidence  
*Jagiellonen-Universität Krakau*

**Wintersemester 2010/11 | Ringvorlesung**

Die Wende und die Stadt. Postsozialistische Impressionen aus Mittel- und Osteuropa  
*GWZO Leipzig*

**19. Oktober 2010 | Workshop**

Transnationale Geschichte Ostmitteleuropas. Die Repräsentation ostmitteleuropäischer Länder in Internationalen Organisationen  
*GWZO Leipzig*

**21.–22. Oktober 2010 | Jahrestagung des GWZO 2010**

Zwischen Konfrontation und Integration. Ostmitteleuropäische Facetten des Massenphänomens Fußball  
*GWZO Leipzig*

**23. November 2010 | Workshop**

Transnationale Geschichte Ostmitteleuropas. Territorialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts  
*GWZO Leipzig*

**25.–28. November 2010 | Internationale Tagung**

(Dis)Continuities: Spaces of Modernity 1900–1950  
*Universität Bukarest*

**16.–18. Dezember 2010 | Internationale Tagung**

Christianization of Europe: Archaeological Evidence for its Creation, Development, and Consolidation  
*Thomas-Morus-Akademie Bergisch Gladbach-Bensberg*

# Publikationen

Im Folgenden sind die 2010 erschienenen eigenständigen Schriften von Mitarbeitern des GWZO aufgelistet, vor allem Monographien, Sammelbände und Kataloge sowie die Jahresvorlesung. Ein vollständiges und regelmäßig aktualisiertes Verzeichnis auch der kleineren Schriften der Institutsmitarbeiter findet sich auf der Homepage [www.uni-leipzig.de/gwzo](http://www.uni-leipzig.de/gwzo)



## **Kommunikation durch symbolische Akte. Religiöse Heterogenität und politische Herrschaft in Polen-Litauen**

Hg. v. Yvonne Kleinmann. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2010 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 35), 305 S.



## **Eine Gesellschaft im Wandel. Die osmanische Herrschaft in Ungarn im 17. Jahrhundert (1606–1683).**

Von Markus Koller. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2010 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 37), 226 S.



## **Der Briefwechsel zwischen Bohuslav Balbín und Christian Weise 1678–1688.**

Hg. v. Ludwig Richter. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2010 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 38), 339 S.



## **Einrichtungswerk des Königreichs Ungarn (1688–1690).**

Hg. v. János Kalmár und János J. Varga. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2010 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 39), 514 S.



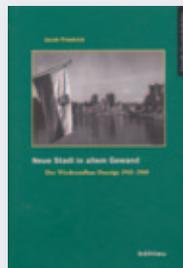
## **Hofkultur der Jagiellondynastie und verwandter Fürstenhäuser.**

Hg. v. Urszula Borkowska und Markus Hörsch. Ostfildern: Thorbecke Verlag 2010 (Studia Jagellonica Lipsiensia 6), 388 S.



## **Oskar-Halecki-Vorlesung / Jahresvorlesung des GWZO Gibt es ein literarisches (Ost-)Mitteleuropa?**

Von István Fried. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010, 33 S.



## **Neue Stadt in altem Gewand. Der Wiederaufbau Danzigs 1945–1960.**

Von Jacek Friedrich. Wien–Köln–Weimar: Böhlau Verlag 2010 (Visuelle Geschichtskultur 4), 276 S.



## **Lexikon der Vertreibungen. Deportationen, Zwangsaussiedlung und ethnische Säuberung im Europa des 20. Jahrhunderts.**

Hg. v. Detlef Brandes, Holm Sundhaussen, Stefan Troebst. Wien–Köln–Weimar: Böhlau Verlag 2010, 801 S.



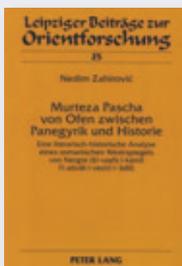
**Halb-Vergangenheit. Städtische Räume und urbane Lebenswelten vor und nach 1989.**

Hg. v. Tímea Kovács. Berlin: Lukas Verlag 2010, 284 S.



**Postdiktatorische Geschichtskulturen im Süden und Osten Europas. Bestandsaufnahme und Forschungsperspektiven.**

Hg. v. Stefan Troebst. Göttingen: Wallstein Verlag 2010, 648 S.



**Murteza Pascha von Ofen zwischen Panegyrik und Historie.**

Von Nedim Zahirović. Frankfurt/Main: Peter Lang Verlag 2010 (Leipziger Beiträge zur Orientforschung 25), 217 S.



**Diktaturerinnerung und Geschichtskultur im östlichen und südlichen Europa. Ein Vergleich der Vergleiche.**

Von Stefan Troebst. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010, 51 S.



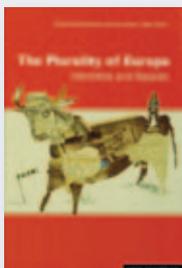
**The Post-Socialist City. Continuity and Change in Urban Space and Imagery.**

Hg. v. Alfrun Kliems und Marina Dmitrieva. Berlin: jovis Verlag GmbH 2010, 270 S.



**Die Gräberfelder vor der Südmauer der Befestigung von Keszthely-Fenekpuszta.**

Von Róbert Müller. Budapest u.a.: Verlag Marie Leidorf 2010, 430 S.



**The Plurality of Europe. Identities and Spaces.**

Hg. v. Winfried Eberhard und Christian Lübke. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010, 678 S.



**Verflochtene Geschichten: Ostmitteleuropa.**

Hg. v. Frank Hadler und Matthias Middell. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010, 267 S. (=Comparativ 20/2010).

## Abbildungsnachweise

- S. 2/3** Fotograf: Frank Bernhard Übler.
- S. 4–7** Fotograf: Arnold Bartetzky.
- S. 9** Orsolya Heinrich-Tamáška. Bearbeitung: Ulrike Grimm, Anita Mezei.
- S. 10** Orsolya Heinrich-Tamáška. Entwurf: Franziska Becker.
- S. 11** Grafik: Sz. Schunk, O. Heinrich-Tamáška, Zs. Vasáros. Mit freundlicher Genehmigung der Narmer GmbH.
- S. 11** Miklós, Zsuzsa (MTA, Régészeti Intézet). In: BÁLINT, Csanád/WINKLER, Ferenc: *Gördülő idő*. Budapest 2007, Abb. 58.
- S. 13** Nürnberger Goldschmiedekunst. 1541–1868. Goldglanz und Silberstrahl. Begleitband zur Ausstellung. Nürnberg 2007, Abb. 201.
- S. 14** Gothic and Renaissance Art in Nuremberg: 1300–1550. Begleitband zur Ausstellung. Hg. von Axel von SALDERN. Nürnberg 1986, Kat.–Nr. 77.
- S. 14** HARSDORF, Karl Freiherr von: Der Kupferhammer zu Enzendorf bei Rupprechtstegen. In: MVGN 48 (1958), S. 33.
- S. 15** Fotograf: Galerie Středočeského kraje.
- S. 16** Bildausschnitt: Hl. Anna Selbdritt, um 1510, Kutná Hora. Bildrechte: GWZO.
- S. 19** *Makedonikos Frouros*, 27.5.1949.
- S. 20** *Makedonia*, 8.4.1949.
- S. 21** *Makedoniki Zoi*, Heft 311 (1992) 4.
- S. 23–26** Fotograf: Szilárd Koszticsák. Magyar Távirati Iroda (MTI).
- S. 29** Fotograf: Stefan Troebst.
- S. 30** Image Reference PAR163936. © Josef Koudelka/Magnum Photos.
- S. 30** Image Reference PAR339763. © Josef Koudelka/Magnum Photos.
- S. 31** Plakat: Tadeusz Trepcowski, 1945. In: LENICA, Jan: *Moderne Plakatkunst von Trepcowski*. Warszawa 1958, S. 39.
- S. 32** Image Reference PAR57289. © Raymond Depardon/Magnum Photos.
- S. 35** *Příběhy obyčejného šílenství*. © Studiocanal GmbH.
- S. 37** *Šašek a královna*. © Filmové studio Barrandov/Státní fond kinematografie.
- S. 38** *Bláznova kronika*. © Národní filmový archiv.
- S. 40** Photograph 26564. National Archives and Records Administration, College Park Instytut Pamięci Narodowej. United States Holocaust Memorial Museum.
- S. 42** Bundesarchiv, Bild 101I-134-0780-38. Fotograf: Albert Cusian.
- S. 43** Bundesarchiv, Bild 101I-134-0766-03. Fotograf: Ludwig Knobloch.
- S. 44/45** Bundesarchiv, Bild 101I-270-0298-07. Fotograf: Amthor. Bundesarchiv, Bild 101I-134-0766-20. Fotograf: Ludwig Knobloch. Bundesarchiv, Bild 101I-134-0782-12. Fotograf: Ludwig Knobloch.
- S. 46/47** Bundesarchiv, Bild 183-41636-0002. Fotograf. o.Ang. — Leonard Jabrzemski: Warszawa 1945–1970. Warszawa 1970, S. 232.
- S. 48/49** Fotograf: Dietlind Hüchtker.
- S. 50/51** Fotograf: Alfrun Kliems. Folgende Cover wurden abgebildet: *Taras Bul'ba*. © Central Partnership Russia. – *Steppensturm*. © Elite Film AG. – *Ogniem i mieczem*. © Zodiak Jerzy Hoffman Film Production. – *Conquest*. © Korona Film. – *Bohdan-Zynovij Chmel'nyc'kyj*. © TOV/Euro Video.
- S. 52** Kyiv, 5.9.2010. Fotograf: Jenny Alwart.
- S. 53** Kyiv, 5.9.2010. Künstler: Rostan Tavasiev. Fotograf: Jenny Alwart.
- S. 54/55** Handschriftensammlung des Archivs der Hauptstadt Prag, Sign. 3469, Fol. 12r.
- S. 61** Entwurf: Franziska Becker.
- Umschlag** Specks Hof. Mit freundlicher Genehmigung des Centermanagement Specks Hof & Hansa Haus.

Um die Einholung der Bildrechte haben wir uns jeweils bemüht. Sollten wir dennoch eventuelle Rechteinhaber unberücksichtigt gelassen haben, so bitten wir diese, sich mit dem GWZO in Verbindung zu setzen.

## Impressum

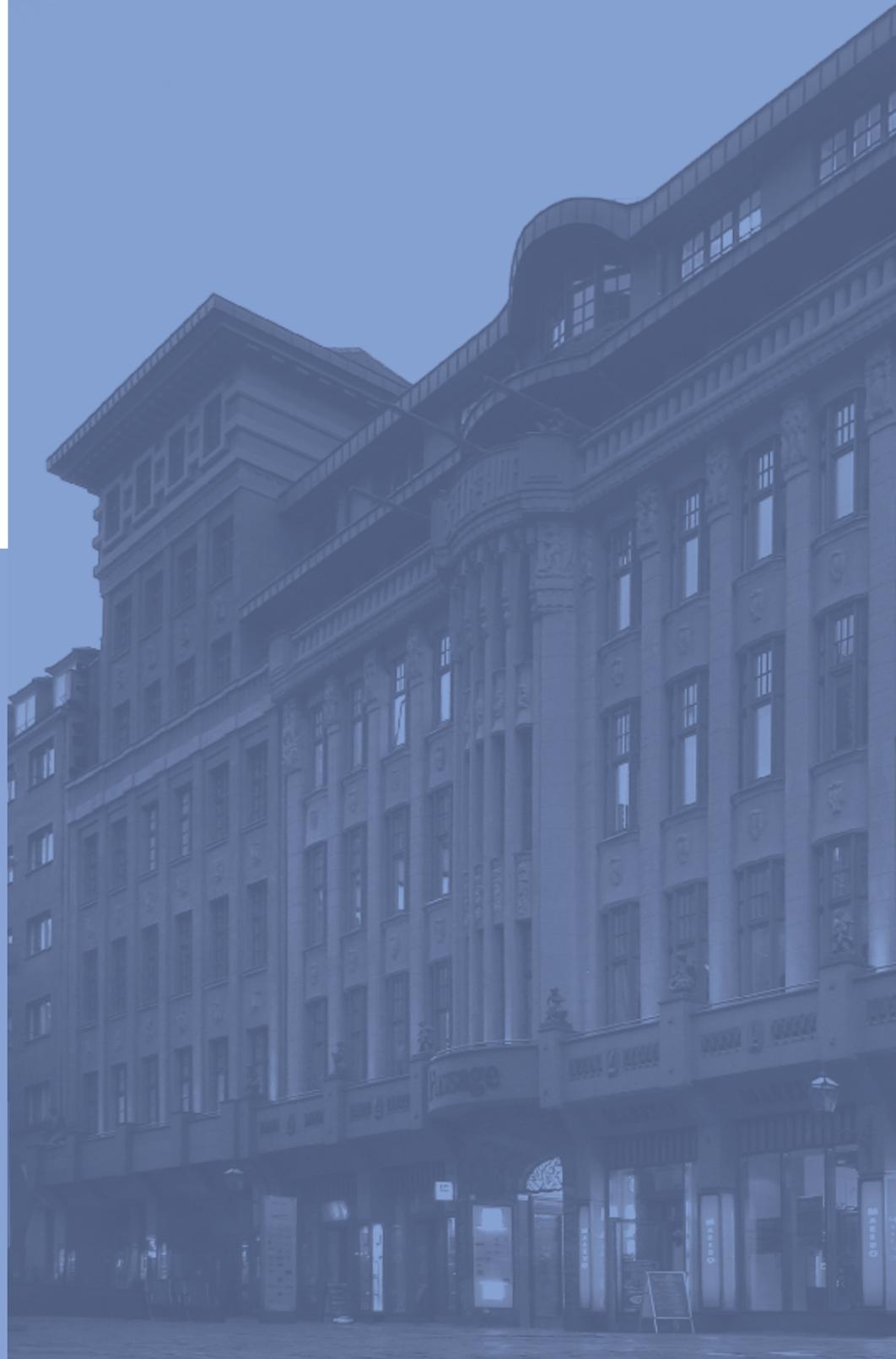
<b>Mitropa</b>	Jahresheft des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V. (GWZO) an der Universität Leipzig
Herausgeber Redaktion	Christian Lübke / Stefan Troebst / Alfrun Kliems Alfrun Kliems
Gestaltung Papier	Plural   Design Severin Wucher GSO Perlweiß von Geese Papier
Herstellung Druck	haustätter vierC
Bezug	GWZO Leipzig Specks Hof, Reichsstraße 4–6 D-04109 Leipzig Telefon (0341) 9735560 Fax (0341) 9735569 gwzo@rz.uni-leipzig.de www.uni-leipzig.de/gwzo
E-Mail ISSN	mitropa@uni-leipzig.de 2191-1401



PEFC zertifiziert  
Dieses Produkt stammt aus  
nachhaltig bewirtschafteten  
Wäldern und kontrollierten Quellen.  
www.pefc.de

## Redaktioneller Hinweis

Auf die Doppelnennung femininer und maskuliner Formen (z. B. Kolleginnen und Kollegen) als Form der sprachlichen Gleichstellung wurde in den Leseproben aus sprachökonomischen und stilistischen Gründen verzichtet. Stattdessen haben wir uns für die Verwendung von Kurzformen im Plural entschieden (Mitarbeiter, Autoren, Kollegen, Wissenschaftler).



GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium  
für Bildung  
und Forschung

STAATSMINISTERIUM  
FÜR WISSENSCHAFT  
UND KUNST



Freistaat  
SACHSEN